

Character

Das Gesellschaftsmagazin der Bethmann Bank

Character im Porträt

Patrick Hahn

*Der junge Dirigent ist ein
Shootingstar der Klassikszene*

6–21

*Seenotretter
Hilfe in
jedem Sturm*

24–33

*Peter Fuld Stiftung
Förderung
für Talente*

34–37

Herbst
2024

Liebe Leserin, lieber Leser,

Menschen, die freiwillig etwas für ihre Mitmenschen und die Gesellschaft tun wollen, sind unverzichtbar für unser Zusammenleben. Manche geben einen Teil ihres Vermögens in eine Stiftung, um ökologische und soziale Projekte zu fördern oder erst zu ermöglichen. Andere leisten ganz praktisch ihren Dienst auf den Rettungskreuzern der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“. Die Möglichkeiten, Gutes zu tun, sind vielfältig.

Um einige solcher Menschen und Organisationen geht es in diesem „Character“ – übrigens der 25. Ausgabe unseres Gesellschaftsmagazins. So ist die Redaktion auf einem Rettungskreuzer mitgefahren, um über die Motivation der (übrigens ohne jeden Steuercent finan-

zierten) Seenotretter zu sprechen – Rettungsübung im kalten Nordseewasser inklusive. In der Rubrik Sozialunternehmen geht es um die **Peter Fuld Stiftung**, die sich mit Stipendien für die Chancengleichheit von begabten, aber sozial benachteiligten jungen Menschen einsetzt. Und auch wir als Bethmann Bank haben in diesem Jahr eine eigene gemeinnützige Stiftung gegründet, um ökologische, soziale oder demokratiefördernde Projekte im Sinne der Nachhaltigkeitsstrategie unseres Hauses zu unterstützen. Unser **Stiftungsspezialist York Asche** und **Chief Commercial Officer Stefan Meine** erläutern im Interview (S. 40), wie auch Sie als Kundinnen und Kunden die Bethmann Bank Stiftung nutzen können, wenn Sie über ein philanthropisches Engagement nachdenken.



HANS HANEGRAAF

CEO der Bethmann Bank

Unsere 25. Ausgabe des „Character“ wartet mit einem besonderen **Charakterkopf** auf: Gerade einmal 29 Jahre alt ist der österreichische **Dirigent und Pianist Patrick Hahn**. Er zählt bereits zu den profiliertesten Vertretern der Szene mit Engagements bei zahlreichen europäischen Spitzenorchestern. Im Character-Gespräch berichtet Hahn über sein ebenso spannendes wie unstetes Musikerleben.

Und dann haben wir auch noch in eigener Sache für Schlagzeilen gesorgt. Ende Mai 2024 gab die ABN AMRO Bank bekannt, die traditionsreiche deutsche **Privatbank Hauck Aufhäuser Lampe (HAL)** zu übernehmen. Das ist ein großer Schritt für unser Haus. Damit entsteht ein neues **Schwergewicht in Deutschland** mit umfassenden Leistungen im Wealth Management und Corporate Banking. Es wird voraussichtlich noch bis zum ersten Halbjahr 2025 dauern, bis die Transaktion rechtlich vollzogen ist. Doch schon jetzt ist klar, dass wir Ihnen, liebe Kundinnen und Kunden, künftig ein noch größeres Produkt- und Leistungsspektrum werden bieten können.

Zunächst einmal aber wünsche ich Ihnen viel Vergnügen mit unserer Character-Jubiläumsausgabe!

ECHT.

24

*Panorama***Immer im Einsatz**

Die Männer und Frauen der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ sind oft die letzte Hoffnung in Seenot. Wir begleiteten die Crew des Kreuzers „Hamburg“ einen Tag lang.



56

*Unternehmen mit Tradition***Prost Brauchtum!**

Glaabsbräu in Seligenstadt ist die älteste Brauerei Südhessens und gleichzeitig eine der innovativsten. Besuch bei einem Familienunternehmen, das die Bierkultur pflegt.

NACHHALTIG.

34

*Zwischen kommerziell und karitativ***Bildung für die Zukunft**

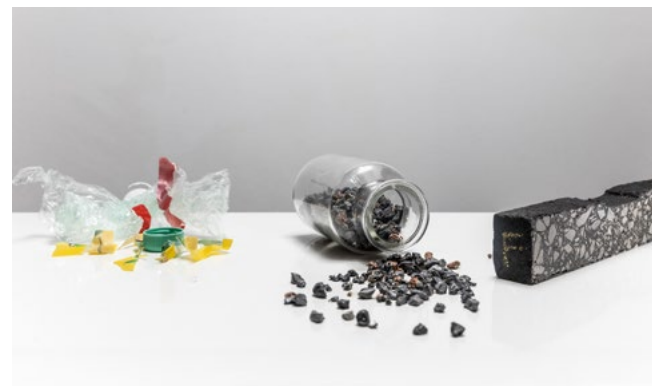
Die Peter Fuld Stiftung unterstützt begabte junge Menschen, die schwierige Startbedingungen haben, mit Stipendien. Studierende und Azubis aus 20 Ländern bekommen die Chance.



44

*Für morgen***Die Wegbereiter**

Das Start-up „ecopals“ verarbeitet nicht recycelbares Plastik zu innovativem Asphalt und spart damit viel CO₂ ein. Die ersten Straßen sind schon gebaut.



PRIVAT.



Character im Porträt

Er gibt den Ton an

Patrick Hahn

Patrick Hahn, Generalmusikdirektor in Wuppertal, ist erst 29 Jahre alt und hat schon mit den bedeutendsten Orchestern gearbeitet. Im Interview erzählt er von seiner ersten selbst geschriebenen Oper, seinen Vorbildern und seinem unstillbaren Leben aus dem Koffer.



06

- 06 Character im Porträt**
Patrick Hahn
*Dirigent, Jazzpianist, Chansonnier:
Das Multitalent beeindruckt die Musikszene*
- 22 Hello / Goodbye**
Digital oder Qual?
Ein Gegentrend zur Digitalisierung ist in Sicht
- 24 Panorama**
Helden auf See
Wenn's stürmt, fahren sie raus
- 34 Zwischen kommerziell und karitativ**
Die Bildungstifter
Stipendien für junge Menschen aus benachteiligten Familien
- 38 Perspektivenwechsel**
Obst online?
*Alles kaufen wir im Internet, nur Lebensmittel nicht.
Warum eigentlich?*
- 40 Jubiläum**
Charaktere fürs Cover
*25 Ausgaben von unserem Magazin gab es bisher –
wir sagen danke!*
- 42 Aus der Bethmann Bank**
Verantwortung übernehmen
*Die neu gegründete Bethmann Bank Stiftung bietet Kunden
und Partnern die Chance, sich gesellschaftlich zu engagieren*
- 44 Für morgen**
Straße in die Zukunft
*Ein Start-up stellt „Ecoflakes“ aus altem Plastik her –
als Material für Straßenbelag*
- 48 Werte im Wandel**
Für die Gesellschaft
*Politiker fordern eine Rückkehr zur Dienstpflicht –
ist das eine gute Idee?*
- 50 Zahlen, bitte!**
Kollege kommt gleich
Zwölf kuriose Fakten zum Thema Warten
- 52 Gegen alle Widerstände**
„Ich will gewinnen“
Regina Rick gilt als hartnäckigste Strafverteidigerin der Republik
- 54 Dafür stehe ich morgens auf**
Frühaufsteher
*Jutta Speidel hat einen Verein für obdachlose Kinder gegründet,
Thomas Müller ist Kursleiter für Waldbaden*
- 56 Unternehmen mit Tradition**
Bier mit Kultur
*Die alteingesessene Brauerei Glaabsbräu auf dem Weg
in die Moderne*
- 65 Impressum**
- 66 Kolumne**
Die Frage



Patrick Hahn

H

Die pure Lust am Dirigieren

Interview Pascal Morché Fotos Marc Krause



*München, Prinzregententheater, Generalprobe: Der Dirigent Patrick Hahn und das Münchner Rundfunkorchester erarbeiten die „Lyrische Symphonie“ von Alexander Zemlinsky. Kein gängiges Repertoirestück, kein einfaches Werk. „Das ist für ein spätromantisches Riesenorchester komponiert, da haben Musiker einiges zu tun“, sagt Hahn, einer der jüngsten und erfolgreichsten Dirigenten der Klassikbranche. Am Abend wird das Konzert live im Bayerischen Rundfunk übertragen und später auch auf CD verewigt. Techniker und Tonmeister hantieren mit Mikrofonen, wiederholen Soundchecks. Patrick Hahn aber lässt sich von der allgemeinen Hektik nicht aus der Ruhe bringen, will, dass man die Hörner hört: „Nicht lauter, deutlicher!“ Die mehr als **siebzig Musikerinnen und Musiker** hängen an seinen Lippen, beachten **jedes Zeichen** des jungen Dirigenten. Nach der Probe nimmt sich Patrick Hahn viel Zeit für das Interview.*

Herr Hahn, mögen Sie Frittatensuppe?

Sehr! Aber Sie meinen wohl weniger diese Suppe, die in Deutschland Pfannkuchensuppe heißt, sondern eher die gleichnamige Oper, die ich mit zwölf Jahren komponiert habe.

Genau. Die klassische Musik ist Ihnen im Elternhaus sogar in der Küche nahe gewesen?

Gar nicht. Mein Vater war Schlosser, meine Mutter Industriekauffrau. Ich komme aus einem Dorf bei Graz. Da war es üblich, dass man in der Schule im Chor singt und Blockflöte spielt. Das fanden meine Eltern gut. Nicht, weil ich Musiker werden sollte, sondern, weil man das eben so machte. Meine Blockflötenkarriere kann man eher vernachlässigen, aber das Singen hat mir sehr viel Spaß gemacht.

Klingt nach einer recht banalen ersten Begegnung mit Musik.

Es war für mich ein unglaubliches Glück, dass ich immer Pädagoginnen und Pädagogen um mich hatte, die mein Talent erkannt und gefördert haben.

Schon die Chorleiterin in der Volksschule merkte: Der ist musikalisch. Sie hat mich an den Knabenchor „Grazer Kapellknaben“ vermittelt, das war ziemlich selbstlos von ihr. Da war ich elf Jahre alt, hatte kleine Soloauftritte und habe in der „Zauberflöte“ einen der drei Knaben gesungen.

Und haben Sie mit Ihren Mitschülern auf dem Bolzplatz auch Fußball gespielt?

Nein, der Knabenchor war ein soziales Element für mich. Bei denen habe ich mit meinen Interessen mehr dazugehört als bei meinen Schulfreunden. Für die war ich eher der verrückte Opernsänger.

Und Komponist ...

Ach, die Frittatensuppe zu komponieren, darauf kam ich nach einer „Zauberflöte“. Für uns Kinder waren Opern alle gleich: Mord und Totschlag. Da hab' ich gedacht: Das kann ich auch. Es gab viele Tote am Ende meiner Oper.





Wie lange dauert das Werk?

Etwa eine Stunde, aber auch mit Sprechtexten, eben wie in der „Zauberflöte“. War halt ein Spaß.

Aus dem Spaß wurde dann der Wunsch, Dirigent zu werden. Wie kam das?

Nach einem Schulaustauschjahr in Amerika war mir klar, dass ich nicht Konzertpianist werden wollte und konnte. Dafür war ich zu übefaul, und es gab auch viel Talentiertere als mich. Außerdem wollte ich sowieso dirigieren, also habe ich ein Dirigier- und Korrepetitionsstudium an der Universität für Musik und Darstellende Kunst in Graz begonnen, obwohl ich noch keine Matura hatte.

Dirigieren ist auch nicht eine so einsame Tätigkeit wie Klavierspielen.

Mit dem Orchester habe ich ein riesiges Instrument vor mir, und ich habe immer gerne mit Menschen gearbeitet. Es ist bei mir so ein seltsamer Zwiespalt: Ich bin ständig von einer Vielzahl von Menschen umgeben, und doch ist Dirigieren ein Einzelgängerjob, weil ich da allein vor dem Orchester stehe und den Ton angebe.

Sie haben bereits mit Anfang zwanzig so bedeutende Orchester wie die Wiener Symphoniker, die Münchner Philharmoniker, das Philharmonia Orchestra in London oder das Royal Concertgebouw Orchestra in Amsterdam dirigiert. Gab es da nie Respektprobleme mit altgedienten Musikern?

Vielleicht gab es zwei oder drei Ausnahmen, aber grundsätzlich hatte ich nie ein Respektproblem. Ich glaube, je besser ein Orchester ist und je mehr die Einzelnen im Reinen mit sich selbst sind, desto weniger ist es ein Thema, ob der Dirigent jung oder alt, männlich oder weiblich, schwarz oder weiß ist. Als ich das erste Mal vor den Münchner Philharmonikern stand, diesem bedeutenden Orchester,



da dachte ich: Was werden die mit mir machen? Und dann lief es super, auch beim nächsten Mal.

Karajan war 26 Jahre alt, als er in Aachen Generalmusikdirektor wurde. Sie bekamen diese Chefstelle mit 25 Jahren in Wuppertal. Freuen Sie sich aufs Älterwerden, damit Sie nicht immer auf Ihre Jugend angesprochen werden?

Die Jugend ist doch schneller vorbei, als man glaubt. Vor ein paar Jahren war ich immer der Jüngste bei einer Konzertprobe. Heute gibt es in jedem Orchester Musikerinnen und Musiker, die schon wieder jünger sind als ich. Natürlich bin ich für das Dirigentendasein vergleichsweise jung, aber ich habe nie das Gefühl, dass mich mein Alter behindert.

Empfinden Sie Defizite im Leben aufgrund Ihrer Arbeit?

Wenn man es genau nimmt, ist mein Leben manchmal schon ein recht asoziales.

Der Weg nach oben – Patrick Hahn vor der Generalprobe im Münchner Prinzregententheater, einem der schönsten Theaterbauten Deutschlands

Beim Cappuccino – der Dirigent schaut nochmal auf komplizierte Stellen in Alexander Zemlinskys Partitur





Die Wege zur Bühne – sie gleichen sich weltweit in allen Konzertsälen und Opernhäusern

Ein hartes Bekenntnis!

Ich bin ständig auf Achse. Viele denken ja, toll, der ist immer in anderen interessanten Städten. Aber durch das viele Reisen habe ich kaum die Möglichkeit, mir ein beständiges soziales Umfeld zu schaffen und es auch zu pflegen.

Der große Dirigent Sergiu Celibidache sagte einmal zum Thema Macht: „Ein Dirigent ist ein verkappter Diktator, der sich glücklicherweise mit Musik begnügt.“ Gilt das noch?

Nein! Es gibt heute quasi keine Diktatoren mehr am Dirigentenpult, aber Demokratie gibt es auch nicht. Ich kann ja nicht jeden Musiker fragen, wie er's denn gerne hätte. Da sitzen toll ausgebildete Individuen vor mir, von denen jeder auch eine eigene Meinung hat, und das ist gut so; aber viele sind durchaus dankbar, wenn sie mal eine Symphonie etwas anders spielen können, als sie es sonst immer machen. Orchestermusiker sind heute wesentlich besser ausgebildet als früher. Wenn man sich ihnen mit einer respektvollen Höflichkeit und – noch wichtiger – mit Natürlichkeit nähert, ist das kein Problem. Macht ausüben, klug daherreden, das muss doch nicht sein. Ideal ist es, psychologisch vorzugehen und Musikern das Gefühl zu geben, dass es eigentlich ihre Idee ist, „wie“ sie etwas interpretieren.

Also Psychologie und nicht Macht ist entscheidend?

Ich muss noch so viel lernen. Manchmal müsste ich durchaus strenger sein, auch anderen, auch einem Orchester gegenüber, und nicht zu schnell ein Auge zudrücken.

Wie wichtig ist es heute für die Karriere, auf Social-Media-Plattformen präsent zu sein?

Das ist vielleicht nicht ganz unwichtig, aber ich bin da wirklich sehr wenig präsent. Vielleicht sollte ich aktiver sein, das wäre nicht blöd. Aber es ist mir zuwider, mich da anzubiedern und gekünstelt in Szene zu setzen.

Ist das wirklich ein Anbiedern oder nicht eine Form der Kommunikation mit dem Publikum?

Kontakt mit dem Publikum ist mir sehr, sehr wichtig! Das Publikum erreiche ich hervorragend, indem ich gelegentlich ein Konzert moderiere; indem ich erzähle, was der Komponist wollte, und ein Musikstück erkläre oder Einführungsvorträge halte. In Wuppertal sind die rappelvoll. Die Leute mögen es, wenn man vor einem Konzert mit ihnen redet, gerade junge Menschen erreiche ich dann. Man muss als Generalmusikdirektor, also als musikalischer Chef eines Orchesters, nahbar sein. Und Social Media ...

... manche Klassikünstler lieben es ...

Ich habe kein Problem damit, im Rampenlicht zu stehen. Ein bisschen Exhibitionist muss man schon sein als Dirigent, sonst würde man sich da nicht hinstellen. Aber ich habe manchmal auch das Gefühl: je weniger Leistung, je weniger Können, desto mehr Social-Media-Präsenz. Ich bin zwar bei Instagram und poste da hin und wieder mal ein Foto, aber das wäre durchaus ausbaufähig.





Was bedeutet für Sie Charakter?

„Nein“ zu sagen. Und das muss ich auch noch sehr lernen. Jetzt bin ich an dem Punkt, wo ich den Luxus habe, mir aussuchen zu können, was ich mache. Da kommen dann tolle Angebote: drei Opernproduktionen am selben großen Haus in einer Saison. Dann zu sagen: Ich mache lieber nur eine.

Also Qualität kommt vor Quantität?

Auf jeden Fall. Qualität der Arbeit und Qualität des Lebens. Dafür brauche ich eine gute Kalenderführung. Ich muss auch mal Dirigate ablehnen, weil ich einfach mal Ski fahren will. Außerdem brauche ich Zeit zum Lernen neuer Werke.

Zum Beispiel?

Nächstes Jahr Wagners „Parsifal“ an der Oper in Hamburg. Bei so einem Werk kann ich nicht zwei Wochen vorher erstmals in die Partitur schauen.

Diesen Herbst habe ich Premiere mit „Intermezzo“ von Richard Strauss an der Semperoper in Dresden. Saukompliziert ist diese Oper. Da bin ich über einen Monat in Dresden, und ich weiß, wenn die Proben beginnen, muss ich das Stück auch wirklich kennen und können. In der Zeit mache ich keine anderen Konzerte.

Wird man als Shooting-Star in der Dirigentenszene verheizt?

Ich verheize mich höchstens selbst. Ich muss da konsequenter werden, eben lernen, Nein zu sagen. Mich treibt nicht der Agent, mich treibt nur die Lust zu dirigieren.

Also keine Hobbys?

Jedenfalls nichts Spektakuläres, ich kann nicht sagen, dass ich Bungee-Jumping mache. Na ja, ich interessiere mich leidenschaftlich für moderne Bildende Kunst, besonders für die Wiener Aktionisten wie Günter Brus oder den Amerikaner John Baldessari.





Die Frage der Musikerin – Patrick Hahn erklärt, wie eine bestimmte Stelle intoniert werden soll

*Ich bin einfach so, wie ich bin!
Und gerade als Künstler muss man
so sein, wie man ist.*

Haben Sie Dirigenten als Vorbilder?

Wichtig ist, niemanden zu kopieren. Aber Kirill Petrenko möchte ich, was die Arbeit betrifft, schon als Vorbild nennen. In der Vergangenheit Carlos Kleiber.

Das ist ja auch Charakter: sich selbst treu zu sein. Niemanden nachzuspielen. Ich bin nicht Petrenko. Ich bin einfach so, wie ich bin! Und gerade als Künstler muss man so sein, wie man ist.

Großartig, wenn man das in Ihrem Alter so klar weiß. Aber wie sieht es mit der Zukunft der klassischen Musik aus? In Konzerte gehen doch überwiegend ältere Leute, und die sterben weg. Wer kommt nach?

Ich bin grundsätzlich nicht so pessimistisch, was die Zukunft der klassischen Musik und ihr Publikum angeht.

Konzentration vor dem Auftakt – ein Dirigent muss vor allem Psychologe sein. Mit Macht hat der Beruf heute weniger zu tun.

Die Wahrheit ist doch: Das Konzert- und Opernpublikum besteht schon lange überwiegend aus sehr jungen und eher älteren Menschen. Das war nie sehr viel anders.

Als Studenten gehen sie noch in Konzerte, dann etabliert man sich familiär, hat Kinder, vielleicht einen anstrengenden Beruf und tausend andere Interessen ... Erst im Alter gehen sie dann wieder in Konzerte. In der Publikumsstruktur fehlen uns oft ganz typisch die 25- bis 45-Jährigen.

Erreicht klassische Musik denn überhaupt noch junge Menschen?

Das ist ein Problem. Deshalb muss man politisch Druck machen, dass zum Beispiel Musikunterricht in den Schulen nicht völlig verschwindet. Man muss wirklich nicht Noten lesen können, aber eine elementare Ahnung von Klassik oder Musik allgemein sollte man bekommen. Sport und Kunst sind für die Charakter- und Gesellschaftsbildung sogar wichtiger als manche naturwissenschaftlichen Fächer, das ist bekannt.





Große Bühne für Patrick Hahn –
*„Ein bisserl Exhibitionist muss man schon
sein als Dirigent, sonst würde man sich
da nicht hinstellen“*



Dirigieren lernen kann man in ein paar Wochen, ein Dirigent werden nie.
— Otto Klemperer





Sich selbst treu sein – „Niemanden nachzuspielen,
das ist Charakter“, weiß der junge Dirigent





Große Musik, viel Technik – Vorbereitung für die Radioübertragung und den CD-Mitschnitt des Konzerts

Wie sind Ihre Konzert- und Operndirigate in Wuppertal verkauft?

Ich weiß, Eigenlob stinkt, aber meine Konzerte sind glücklicherweise immer bestens verkauft. Es wurde sogar ein „Patrick-Hahn-Abo“ eingeführt. Es läuft super!

Kluges Marketing.

Nicht nur. Wuppertal hat bei nur 360.000 Einwohnern ein absolutes Spitzenorchester der Klassifizierung A, und es hat einen fantastischen, wunderschönen Jugendstil-Konzertsaal. Das Orchester, die Symphoniekonzerte und Operaufführungen sind Teil der Identität des Publikums. Das ist großartig.

Haben Sie Lieblingswerke?

Die ändern sich ständig. Es gibt Stücke, auf die ich zuerst wenig Lust hatte, und dann habe ich sie geliebt. Das ist immer eine Frage des Zugangs. Mit Menschen ist das ja manchmal auch so: Man liebt jemanden, aber man findet nicht den Zugang zu ihm. So ist es auch mit Symphonien oder Opern.

Wie ist Ihr Zugang zu Richard Wagner?

Ha, da sind wir wieder beim Charakter! Ist ja bekannt, dass ein großer Künstler nicht auch einen guten Charakter haben muss. Ich liebe Wagners Musik und habe in dieser Saison zum Beispiel „Tristan und Isolde“ dirigiert. Tote frage ich lieber



Nachdenklich – Patrick Hahn während einer Probenpause auf der Bühne



Theatermaschinerie – der Blick hinter die Kulissen eines Opernhauses ist oft ernüchternd



nicht nach ihrem Charakter, obwohl man sich damit durchaus auseinandersetzen muss. Nur bei lebenden Menschen suche ich mir in der Arbeit diejenigen aus, die ich mag. Nur wenn eine gute Atmosphäre herrscht, kann ich auch gut musizieren.

Welche Musik begeistert Sie jenseits der Klassik?

Ich bin wirklich in alle musikalischen Richtungen hin offen! Gelegentlich gibt's noch Ausflüge in die Welten des Jazz, und dann liebe ich die genialen wie bösen Lieder des österreichischen Chansonniers Georg Kreisler. Damit trete ich auch immer wieder auf, im großen wie im kleinen Kreis, im Wiener Konzerthaus wie in der Kulturhalle meines Heimatdorfes. Aber ich vermarkte das nicht so ausgiebig. Das macht einfach Spaß.

Haben Sie Geschwister und was machen die?

Ich habe zwei Brüder, einen älteren und einen jüngeren. Sie haben auch im Knabenchor gesungen, aber die machen beide etwas Normales: Der große Bruder hat Mechatroniker gelernt und arbeitet bei einem Autobauer als „Quality Engineer“. Der Kleine hat Koch gelernt, aber durch Corona der Gastronomie den Rücken gekehrt und sich umorientiert. Er ist jetzt bei der Brauunion und fährt die größten Lastwagen mit Biertanks.

Was sagen die beiden zu Ihrer Arbeit als Dirigent?

Nichts, das hat sich ja längst normalisiert. Sie kommen gelegentlich in ein Konzert von mir. Aber das ist ja das Schöne: Ich muss daheim nicht über Musik reden, weil niemand in meiner Familie Musiker ist. Obwohl, nicht so ganz, meine zwei Brüder arbeiten nebenbei auch noch als DJs und legen in Clubs auf.





*Der **Dirigent, Komponist und Pianist Patrick Hahn** wurde 1995 in Graz, Österreich, geboren und gilt als Shooting-Star der Dirigentenszene.*

*Patrick Hahn begann seine musikalische Ausbildung bei den Grazer Kapellknaben, komponierte **mit zwölf Jahren seine erste Oper**, belegte **Meisterkurse bei Kurt Masur und Bernhard Haitink** und wurde mit 25 in Wuppertal **Deutschlands jüngster Generalmusikdirektor**.*

*Zu seinem beeindruckenden Werdegang gehört, dass er bereits **mit den bedeutendsten internationalen Orchestern zusammengearbeitet** hat. Zudem führten ihn **Gastdirigate an die Opernhäuser von München, Zürich, Amsterdam, Dresden und zu den Salzburger Festspielen**. Dem **Münchner Rundfunkorchester** ist Patrick Hahn bereits seit 2021 als „**Erster Gastdirigent**“ verbunden. Auf allseitigen Wunsch wurde dieser Vertrag bis 2027 verlängert.*

*Neben dem Dirigieren klassischer Musik tritt der musikalisch vielseitige Patrick Hahn auch als **Jazz-Pianist und Chansonnier** in Erscheinung.*

Über
**Patrick
Hahn**



RAUCHEN
NICHT
GESTATTET

Alles wird digital.

„Software is eating the world“ – Software verschlinge die Welt, so ein geflügeltes Wort der TechBranche. Alles werde nach und nach digital. Und tatsächlich sieht es überall danach aus, auch beim Thema Bezahlen.

Goodbye Bargeld

Am beliebtesten ist der Fünfziger. Rund 14,6 Milliarden 50-Euro-Scheine waren 2023 EU-weit in Umlauf, fast dreimal so viel wie vom zweitbeliebtesten, dem Zwanziger (4,9 Milliarden). Doch das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bargeld insgesamt weniger gefragt ist. Zwar sprechen sich in Umfragen regelmäßig ungefähr zwei Drittel der Deutschen für das Bargeld als liebstes Zahlungsmittel aus und wollen unter keinen Umständen darauf verzichten – mal aus Angst vor Überwachung, mal, um Ausgaben besser überblicken zu können. Aber in der Realität verschwindet das Bargeld dennoch nach und nach. Wurden 2005 noch 64 Prozent aller Zahlungen im Einzelhandel in bar getätigt, waren es 2022 nur noch 38 Prozent. Die Verschiebung hin zu Kartenzahlungen ist stetig. Corona hat sie für kurze Zeit noch etwas beschleunigt.

Die Angst, das Bargeld könne komplett abgeschafft werden, schüren derzeit vor allem rechtspopulistische Stimmen. Dabei sprechen sich selbst Steuerfahnderinnen und Kriminologen nicht für eine völlige Abschaffung des Bargelds aus. Wohl aber schlagen sie Obergrenzen für Barzahlungen vor, wie sie in Italien mit 5.000 Euro bereits existiert. Auch Geschäftsbetreiber bekennen sich immer häufiger zu bargeldlosem Zahlungsverkehr: Es geht schneller, und der Schwund in den Kassen durch illoyales Personal wird weniger. Karten- und Digitalzahlungen kosten zwar Gebühren, doch Geldtransporte, Tresore, Münzrollen von der Bank und die Zeit fürs Zählen sind ebenfalls nicht gratis.

Die größte Gefahr droht dem Bargeld weniger durch eine verordnete Abschaffung „von oben“. Sondern vielmehr durch ein langsames Ausschleichen, weil es immer mehr Menschen vor und hinter den Kassen immer unattraktiver finden.



Oder doch nicht?

Doch ein Gegentrend lässt sich ausgerechnet bei der Fotografie erkennen.

Hello Analoges Fotografieren

Lange schienen die guten alten Fotoabzüge ein offensichtliches Opfer der Digitalisierung zu sein. Zu umständlich und teuer das Einlegen und Entwickeln von Filmen, wenn man doch mit Digitalkameras und Smartphones so viel knipsen konnte, wie man wollte. Zudem lassen sich digitale Bilder bequemer bearbeiten, verschicken und in den sozialen Medien teilen.

Doch seit einigen Jahren ist ein gegenläufiger Trend zu beobachten. Natürlich werden immer noch jeden Tag Millionen von Smartphone-Fotos geschossen. Doch ausgerechnet Sofortbildkameras erleben ein kleines Comeback: Zwar ging mit Polaroid die bekannteste Firma der Sparte 2001 erstmals pleite. Doch Liebhaber handeln nicht nur die alten und wieder instand gesetzten Kameras von früher. Sie sorgen – zuerst unter dem Namen „The Impossible Project“, später unter dem wiederbelebten Markennamen Polaroid – auch dafür, dass weiterhin Kameras und Filmmaterial hergestellt werden.

Mit Fujifilm und Lomo'Instant erleben weitere Anbieter einen Aufschwung. Das lässt sich auch in Zahlen belegen: Während die Anzahl der verkauften digitalen Spiegelreflexkameras im Jahr 2023 um 28 Prozent auf 61.000 Geräte sank, wurden mit 490.000 Sofortbildkameras sechs Prozent mehr verkauft als im Vorjahr. Und wer wedelnd zuschauen möchte, wie auf einem Sofortabzug ein Motiv erscheint, und dieses trotzdem im Netz teilen will: Für den gibt es inzwischen auch Hybridmodelle aus Digital- und Sofortbildkamera.

• Text **Christoph Koch**



Du weißt nie, *was kommt!*

Ein Schiff droht zu kentern, Menschen sind in Lebensgefahr: Bei Sturm und Kälte fahren die Seenotretter der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger aus auf Nord- und Ostsee. „Character“ war einen Tag auf dem Seenotrettungskreuzer „Hamburg“ dabei. Und unser Autor ging über Bord.

Es ist ein gutes Gefühl, aus der Nordsee gerettet zu werden. Vor allem dann, wenn sich so langsam das zehnte Grad kalte Wasser trotz des Kälteschutzanzugs bemerkbar macht und die Rettungsweste den Kopf durch ein Luftkissen unbequem nach oben drückt. Was ja durchaus seinen Sinn hat, es bewahrt einen vor dem Ertrinken.

Zugegeben, es herrscht nicht die reine Vorfreude, als die Besatzung des Seenotrettungskreuzers „Hamburg“ alles klarmacht für das „Mann über Bord“-Manöver. Das hängt vor allem damit zusammen, dass der Mann über Bord der Reporter sein soll. Immerhin hat Maschinist Wilm Willms – Schnauzer, struppige Haare, Brille – den wasserdichten roten Anzug und den Helm bereitgelegt und hilft freundlich beim Anziehen. „Das is' easy mit der Übung. Die ziehen dich schon gleich wieder raus.“ Ein wenig Überwindung kostet es trotzdem, von der Reling ins Wasser zu springen. Auch wenn draußen schon das rot-weiß-grün lackierte Tochterboot „St. Pauli“ wartet. Innerhalb von fünf Minuten kann das kleine Schiff von der „Hamburg“ aus zu Wasser gelassen werden, auch wenn der Sturm tobt und die Wellen sich meterhoch türmen. Aber jetzt ist der Himmel blau, die Möwen schreien, und im Hintergrund ist der Südstrand von Borkum zu sehen, die bunten Strandkörbe hingetupft wie auf einem der kitschigen Ölbilder, die es in den Souvenirshops auf der Insel zu kaufen gibt.

Search and Rescue – darum geht's

Um es kurz zu machen: Die Rettung gelingt, in den Anzug ist fast kein Wasser eingedrungen. Und während wir zurück in den Hafen von Borkum fahren, lässt sich der Gedanke nicht verdrängen, wie das ist in einem wirklichen Ernstfall – wenn die vierköpfige Besatzung des Seenotrettungskreuzers mitten in der Nacht von einem Notruf über Funk geweckt wird und innerhalb von Minuten alles klarmacht zum Ablegen. Und rausfährt. Bei jedem Wetter, bei jedem Sturm.

Die Buchstaben „SAR“ stehen groß auf der 28 Meter langen „Hamburg“, sie bedeuten „Search and Rescue“. Suchen und retten – genau das tut die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ (DGzRS) schon seit 1865. Dramatische Schwarz-Weiß-Fotos vom Beginn des 20. Jahrhunderts sind im Jahrbuch der Gesellschaft abgedruckt: Unerschrockene Männer in Ölzeug kämpfen sich mit offenen Ruderbooten durch die Brandung, um Menschen in Seenot zur Hilfe zu eilen. Im Prinzip hat sich daran wenig geändert, nur die Technik ist ausgefeilter geworden. Die „Hamburg“ ist einer von 20 hochgerüsteten Seenotrettungskreuzern, die entlang der deutschen Nord- und Ostseeküste stationiert sind.

Sie werden von festangestellten Seenotrettern und Seenotretterinnen besetzt. Den Großteil der Rettungsleute auf den 55 Stationen zwischen Borkum im Westen und Ueckermünde im Osten machen jedoch freiwillige Rettungsleute aus, die mit kleineren Seenotrettungsbooten in den Einsatz gehen – rein ehrenamtlich.

Die „Hamburg“ verfügt über GPS und Radar, über starke Suchscheinwerfer und einen 4.000 PS starken Motor. Auf der Brücke des Kreuzers sieht es so ähnlich aus wie in einem Flugzeugcockpit; gesteuert wird das Schiff mit einem Joystick.



Hightech und Logbuch – die „Hamburg“ ist technisch hochgerüstet, die einzelnen Fahrten werden aber noch per Hand aufgeschrieben. Rettungswesten trägt die Crew immer.







Alles klar an Bord – Maschinist Wilm Willms checkt, ob alles an seinem Platz ist. Das Tochterboot „St. Pauli“ fährt zur Übung raus.

Als das „Character“-Team an Bord geht, liegt die „Hamburg“ im Außenhafen von Emden, es ist gerade Schichtwechsel. Zwei Crewmitglieder bleiben da, zwei gehen von Bord. Nach zwei Wochen 24-Stunden-Dienst haben sie genauso lange frei. Jetzt sitzen alle in der Messe zusammen beim Kaffee. „War ‘ne ruhige Schicht“, sagt der erste Vormann Michael Haack. Er ist 54, dunkelblond, auf seinem weißen Poloshirt prangt das Zeichen der Seenotretter. Er ist seit 20 Jahren dabei, der 1. August 2004 war sein erster Tag, das weiß er noch genau. „Vormänner“, so heißen hier traditionsgemäß die Stationsleiter.

Haack berichtet von einem Einsatz vor einigen Tagen: 28 Meilen vor Borkum, so meldete die Rettungsleitstelle See in Bremen, habe ein Frachter ein Blinklicht gesehen. „Da weißt du ja nicht, was das

ist“, sagt der Vormann, „es könnte ein Rettungsfloß sein.“ Die „Hamburg“ fährt los, es ist mitten in der Nacht. Schließlich orten sie das Blinklicht. Es stammt von einer abgerissenen Boje mit solarbetriebener Beleuchtung.

Wenn der Vormann am Steuer Gas gibt ...

Michael Haack verlässt das Schiff, das Kommando übernimmt jetzt der zweite Vormann Tilman Hellberg. Er ist studierter Nautiker und ein routinierter Seemann mit kleinem goldenen Ohrring. Früher ist er auf Containerschiffen gefahren und hat auf Offshore-Windanlagen gearbeitet. Er sagt: „Mit dem Job hier kann ich mich absolut identifizieren. Weil das eine vernünftige Aufgabe ist.“ Und dann ist da noch Stephan Borowski, dritter Vormann, eine Frohnatur mit Kapitänspatent.





Seenotretter 2023 *in Zahlen*

3.532 Menschen

auf Nord- und Ostsee Hilfe geleistet

103 Menschen

aus Seenot gerettet und 402 aus
drohender Gefahr befreit

1.938 Einsätze

115 Einsätze bei Windstärke 7

und mehr

40 Schiffe und Boote

vor dem Totalverlust bewahrt

0 Euro

Steuergelder

Spendenkonto

DGzRS, Sparkasse Bremen
IBAN: DE36 2905 0101 0001 0720 16





Gut vorbereitet – der „Character“-Reporter bekommt einen Kälteschutzanzug, bevor er zum Mann-über-Bord-Manöver in die zehn Grad kalte Nordsee springt



Manöver beendet – die Klamotten werden gereinigt und zum Trocknen aufgehängt, das Tochterboot wird wieder auf die „Hamburg“ gezogen



Er ist auf Borkum geboren, und wenn er nicht gerade mit seiner Crew unterwegs ist, betreibt er auf der Insel einen Fachhandel für Jalousien und Markisen. Als wir von Emden nach Borkum überfahren, vorbei an Salzwiesen und Windrädern, steuert er das Schiff. „Wenn ich hier Gas gebe, macht das ‘ne ordentliche Welle“, grinst er, „dann fliegen den Hobbyskippern da drüben die Geranien über Bord.“ Macht er aber natürlich nicht. Würde auch nicht zum Image passen. Den Seenotrettern wird überall an der Küste und auf den Inseln mit höchstem Respekt begegnet. Schon deshalb, weil man ja nicht weiß, ob man ihnen vielleicht einmal sein Leben verdanken wird.

Dabei sind es gar nicht die dramatischen Rettungsaktionen auf hoher See, mit denen es die Crew vor allem zu tun bekommt. Alltag ist eher: ein auf Grund gelaufener Fischkutter, der nicht mehr loskommt; die manövrierunfähige Segelyacht, deren Crew sich nicht zu helfen weiß; Kitesurfer, die völlig erschöpft nicht zurückfinden; Hobbysegler, die mit Wind und hohen Wellen überfordert sind; Wattwanderer, die in Panik geraten, weil ihnen die Flut den Rückweg abschneidet. Aber natürlich gibt es auch Einsätze wie jenen, den Michael Haack vor einigen Jahren miterlebt hat: „Ein Zementfrachter drohte zu kentern, 15 Meter hohe Wellen, stabile Nordwest-Wetterlage.“ Da musste er mit seiner Crew beim Abbergen der Besatzung des Frachters helfen, ein Hubschrauber war auch beteiligt. „So was vergisst du nicht mehr.“

Fast 87.000 Menschen haben die Seenotretter in den vergangenen 159 Jahren aus akuter Gefahr befreit. Heute besteht die Gesellschaft aus etwa 1.000 Männern und Frauen, 800 von ihnen sind Freiwillige. Und bis heute finanziert sich die DGzRS aus freiwilligen Beiträgen und privaten Spenden. Um die Unabhängigkeit zu wahren, verzichtet man komplett auf öffentliches Geld. In vielen Gaststätten und Kneipen in Norddeutschland stehen die kleinen Spendenschiffchen in Form eines Rettungskreuzers auf dem Tresen. 4,50 Euro fürs Bier, 50 Cent für die Retter auf See.

10 Millionen kostet der Hightechkreuzer

Auch auf der „Hamburg“ zollt man den Spendern Tribut. Auf dem Aufgang zur Brücke sind silberne Metallplättchen in die Wand geschraubt; darauf stehen die Namen von Förderern, die 5.000 Euro oder mehr für das Schiff gespendet haben. Zehn Millionen Euro kostet ein solcher Hightechkreuzer. Früher, erzählt Stephan Borowski, war man in der Öffentlichkeit eher zurückhaltend, aufs Schiff kamen Externe eher selten. Heute gibt es „Open Ship-Termine“ und Übungsfahrten vor Publikum, wie etwa beim Tag der Seenotretter an jedem letzten Sonntag im Juli. Die Seenotretter wollen in der Gesellschaft verankert sein. Und nebenbei möchte man ein paar neue Spenderinnen und Spender gewinnen.

Im Borkumer Hafen, auf dem Rettungskreuzer „Hamburg“, bereitet die Mannschaft jetzt das Mittagessen zu. Auf dem Herd steht Chili con Carne, selbstgemacht natürlich. Eine Woche lang ist einer fürs Kochen zuständig, dann der Nächste. 14 Tage ununterbrochen zusammen auf engstem Raum, geht man sich da nicht manchmal auf die Nerven? „Doch“, sagt Stephan Borowski und lacht. Aber im Hafen könne man schon mal alleine eine Joggingrunde drehen. Innerhalb von fünf Minuten muss man allerdings zurück sein – falls es Alarm gibt. Wie sagen sie hier an Bord? „Du weißt nie, was kommt!“

Ein Stipendium *fürs Leben*

Der Jurist Peter Fuld wurde unter den Nazis verfolgt und im Exil diskriminiert. Nach dem Krieg initiierte er eine Stiftung. Ihr Ziel: Chancengleichheit für begabte und benachteiligte junge Menschen. Heute unterstützt die Peter Fuld Stiftung Studierende, Schüler und Azubis aus 20 Ländern. Eine Begegnung mit drei Stipendiaten.

Dezember 2022, Frankfurter Flughafen. Mitten im Trubel steht eine 19-jährige Marokkanerin. Sie ist gerade das erste Mal geflogen, zum ersten Mal im Ausland. Eine Bleibe hat sie nicht, ihre Deutschkenntnisse sind spärlich. „Ich staune heute noch, was ich alles geschafft habe. Es war der Wendepunkt in meinem Leben und hat mich an die Frankfurt University of Applied Sciences geführt, wo ich Service Engineering studiere“, sagt Hajar Harrit.

Als im Februar 2023 die Ergebnisse der ersten Klausuren vorliegen, gehört die aus Casablanca stammende Harrit in Mathematik zu den besten sechs und in Mechanik zu den besten zehn Prozent. Und das, obwohl sie sich den Stoff allein aneignen musste. Ein Professor schlägt sie sogar als Tutorin vor.

Alles scheint gut zu gehen, doch dann läuft ihr Visum ab. Für einen weiteren Aufenthaltstitel braucht sie erneut 12.000 Euro. Das erste Mal hat Harrits Vater einen Kredit aufgenommen, um seiner Ältesten das Auslandsstudium zu ermöglichen. Mehr kann die fünfköpfige Familie nicht beisteuern. „Ich fühlte mich verloren und war kurz davor zurückzufliegen.

Andererseits wollte ich Vorbild für meine Schwestern sein“, erzählt Harrit. Jemand gibt ihr einen Flyer der Peter Fuld Stiftung. Diese Stiftung, so erfährt sie, bietet begabten jungen Menschen, die aufgrund ihrer Herkunft benachteiligt sind, ein Stipendium an.

Wir unterstützen hochmotivierte Menschen mit Biss und Durchhaltevermögen, die mit ihren Talenten ein Gewinn für die Gesellschaft sind, und geben ihnen eine Chance fürs Leben.

Die Bewerbungsfrist läuft bald ab, deshalb stellt sie alle Unterlagen innerhalb von drei Tagen zusammen; die meisten Bewerberinnen und Bewerber brauchen dafür Monate. Unendlich nervös ist sie, als sie die Tür zur Stiftung öffnet, vor sich das alles entscheidende Bewerbungsgespräch – in einer Sprache, die sie erst seit vier Monaten intensiv erlernt. „Die Referentin begrüßte mich mit ‚Nur keinen Stress. Wir sind hier wie eine Familie‘. Sie kam mir vor wie ein rettender Engel“, sagt Hajar Harrit.

Talente mit Biss und Gemeinsinn

Einer dieser rettenden Engel ist Dr. Kenan Önen, geschäftsführender Vorstand der Peter Fuld Stiftung. Er sagt: „Wir unterstützen hochmotivierte Menschen mit Biss und Durchhaltevermögen, die mit ihren Talenten ein Gewinn für die Gesellschaft sind, und geben ihnen eine Chance fürs Leben.“

Vielleicht ist es dieses tief greifende Gespür für die Fähigkeiten, aber auch für die Bedürfnisse junger Menschen, das die Peter Fuld Stiftung einzigartig in der deutschen Bildungslandschaft macht. Zu ihren Leistungen zählt nicht nur die finanzielle Ausstattung der Stipendiatinnen und Stipendiaten, sondern auch praktische Hilfe und ein offenes Ohr für Probleme. Zum Beispiel, wenn nach hundert Bewerbungen immer noch kein Praktikumsplatz gefunden wurde. Oder wenn ein zwölfjähriges Musiktalent einen Flügel benötigt.

Stressbewältigung ist für viele ein Thema. In einem für sie zunächst fremden Umfeld mit unbekanntem Regeln und Gepflogenheiten, oft in einer fremden Sprache, erwarten die Stipendiaten viel von sich selbst. Auch Hajar Harrit. Trotz intensiven Lernens ist sie in einer Klausur über juristische Fachbegriffe gestolpert und entsprechend unzufrieden.



Statt sich zu verkriechen, besucht sie samstags den „Resilienz Workshop“ der Stiftung. Sie schreibt ihr Problem auf, diskutiert es mit drei Kommilitoninnen und ist erleichtert. „Die urteilten viel weniger streng als ich selbst. Außerdem lernte ich dabei meine Gruppe gut kennen.“

Business-Tipps

Neben individuellen Talenten und harter Arbeit sind Tipps zur Persönlichkeitsentwicklung wichtige Grundlagen für den Erfolg. Bei der 28-jährigen Nur Osso zum Beispiel hat das gut geklappt. Die Deutsche mit türkischen und kurdischen Wurzeln arbeitet derzeit bei der Bayer AG in Bergkamen im Bereich „Central Maintenance Operation“. Sie ist Teil eines Teams, das Arbeitsprozesse optimiert und die Digitalisierung vorantreibt. Während ihres halbjährigen Praktikums trifft sie auf weibliche Vorbilder wie ihre Chefin, die in einem MINT-Fach promoviert hat.

Zusammen mit einigen ihrer Geschwister besuchte Osso ursprünglich die Hauptschule. Obwohl sie sich unterfordert fühlte, kam ein Schulwechsel aufgrund fehlender Unterstützung nicht in Betracht. „Ich bin dann selbst aktiv geworden und habe erst das Fachabitur nachgeholt und dann in Hannover begonnen, Wirtschaftsingenieurswesen zu studieren“, erzählt Nur Osso.

Mit zwei Minijobs, ohne Rückhalt von der Familie, fällt es ihr schwer, gleichzeitig zu studieren und Geld zu verdienen. „Es war schön, bei der Stiftung auf Menschen zu stoßen, die mit ähnlichen Startschwierigkeiten zu kämpfen hatten“, sagt Osso, die ihren beruflichen Werdegang zielgerichtet auf große Konzerne hin ausrichtet. Als besonders hilfreich stuft sie das Mentorenprogramm ein. Sie ist dankbar für die Chancen und rät: „Frauen, seid mutig. Traut euch zu, in



***Frauen, seid mutig. Traut euch zu,
in technischen Berufen Erfolg zu haben.
Die Gesellschaft braucht unsere
Vielfalt und unser Potenzial.***

technischen Berufen Erfolg zu haben. Die Gesellschaft braucht unsere Vielfalt und unser Potenzial.“

Der Traum von der großen, weiten Welt

Ein kleines Dorf im Jemen, neun Geschwister und der Traum von der großen, weiten Welt – das waren die Startbedingungen für Magd Rashed. Heute macht der 25-Jährige seinen Bachelor in Umwelttechnik an der Hochschule Rhein-Main in Rüsselsheim. Nebenher engagiert er sich ehrenamtlich in Kindergärten und Schulen. Nachhaltigkeit und fairer Handel, das sind die Themen, die Rashed für die Umwelttechnik begeistern.

Doch das Studium stand zwischenzeitlich auf der Kippe. Sein Vater hatte bereits Land verkauft; das ganze Dorf wäre bereit gewesen zusammenzulegen, falls das Geld nicht gereicht hätte, um Rasheds Auslandsstudium zu finanzieren.

Mehr Unterstützung von zu Hause ging nicht. Der damit verbundene innere Druck führte dazu, dass Rashed beim Vorstellungsgespräch für ein anderes Stipendium kein Wort herausbrachte. Heute lacht er darüber und meint: „Das war Schicksal. Ich sollte bei der Peter Fuld Stiftung landen.“

Die vielen Angebote zur Persönlichkeitsentwicklung sind nicht nur für ihn sehr wichtig. Die fremde Kultur schüchtert den jungen Mann ein. In einem Stiftungs-Workshop lernt er, welche Themen sich für Gesprächseinstiege eignen. Rashed strahlt, als er erzählt, wie er einer Dame im Eine-Welt-Laden dabei geholfen habe, einen Strauß Filzblumen zusammenzustellen. Kostenpunkt: 140 Euro. „Ich hatte damit den höchsten Umsatz erzielt. Und – noch wichtiger: Die Dame verließ den Laden mit einem glücklichen Lächeln.“

• Text **Stefanie Terschüren**

Interview mit Dr. Kenan Önen

Seit sechs Jahren bestimmt Dr. Kenan Önen als Geschäftsführender Vorstand die Geschicke der Peter Fuld Stiftung mit.

Herr Önen, was können Stiftungen für Wirtschaft und Gesellschaft leisten?

Lassen Sie mich mit einem Beispiel aus unserem letzten Bildungsseminar beginnen. Da präsentierte unsere Stipendiatin aus Guatemala, die molekulare Biologie studiert, ein Thema in bestem Harvard-Englisch. Sie hätte den Vortrag noch in fünf weiteren Sprachen halten können. Ihre Leidenschaft, ihre Fachkompetenz und ihre interkulturellen Kompetenzen sind beeindruckend. Ich bin mir sehr sicher, dass viele Arbeitgeber genau so eine Persönlichkeit suchen.

Wo sehen Sie die größten Hürden?

Statistiken zeigen, dass junge Menschen, die als Erste in ihren Familien ein Studium absolvieren, einen erschwerten Zugang in die Unternehmen erhalten. Stipendiaten fehlen häufig die richtigen Kontakte. Die Peter Fuld Stiftung bietet eine Plattform, auf der sich beide Seiten finden, kennenlernen und voneinander profitieren können.

Was sind die Vorteile der Investition in kluge Köpfe?

Jeden Euro, den wir in Stipendiaten investieren, wird die Gesellschaft um ein Vielfaches zurückerhalten.

Die jungen Menschen sind ja schon in Deutschland und haben sich bewährt, trotz widrigster Umstände wie Armut, Bürgerkriegen oder Flucht vor Verfolgung. Sie sind dankbar für die Unterstützung, und das wird sich in Loyalität niederschlagen, nicht zuletzt auch darin, dass die Stipendiaten selbst Unternehmer, Ärzte, Anwälte, Professoren und Mittler zwischen ihren Heimatländern werden, um nur einige Beispiele zu nennen.

Was wünschen Sie sich?

Mehr und engere Kooperationen mit allen Teilen der Gesellschaft und der Wirtschaft. Ich habe es selbst bei Unternehmensbesuchen erlebt, dass der Geschäftsführer so beeindruckt war, dass er sich mehr Zeit nahm als vorgesehen. Zeit, in der er von sich erzählte. Von den holprigen Anfängen, dem Scheitern, vom festen Glauben in die eigenen Fähigkeiten und davon, dass der Erfolg ihm schließlich recht gab. Die Stipendiaten waren begeistert, fasziniert und ermutigt, die eigenen Träume zu verfolgen. Lassen wir kein Talent mehr unentdeckt und brach liegen!

• Interview Stefanie Terschüren

Peter Fuld Stiftung

Ende des 19. Jahrhunderts ist der Name Fuld in Deutschland ein Begriff. Zeitweise arbeiten mehr als 10.000 Menschen für die „Privat-Telefongesellschaft H. Fuld & Co“. Die Nationalsozialisten zwingen die jüdische Familie 1939 zur Flucht. Der zweitjüngste Sohn Peter erlebt Hass und Diskriminierung. Nach dem Krieg initiiert er die Gründung einer Stiftung.

Ihr Ziel: Chancengleichheit für begabte und benachteiligte junge Menschen. Heute ermöglicht sie ihren Stipendiatinnen und Stipendiaten, die mit schwierigen Startbedingungen kämpfen und aufgrund ihrer Herkunft benachteiligt sind, eine berufliche Zukunft.

Derzeit unterstützt sie 30 Schüler, Azubis und Studierende aus 20 Ländern bei ihrer Ausbildung in Deutschland. 15 davon sind drittfianziert durch private Spender.

Weitere Informationen unter www.peter-fuld-stiftung.de

Salatgurke aus dem Internet?

Eine Reise online buchen? Klar. Die neue Druckerpatrone bestellen? Im Internet, wie sonst. Nur Lebensmittel möchten die meisten Konsumenten noch immer lieber im richtigen Laden kaufen. Dabei hat unser Online-Käufer gute Argumente. Der Offline-Käufer aber auch ...



Meiner Ansicht nach ist das wesentlich nachhaltiger, als wenn jeder Einzelne mit seinem Auto zum Supermarkt fährt und einkauft.

Fabian Obergföll, 50, ist Kommunikationsberater aus Frankfurt. Er kauft seine Lebensmittel schon seit Jahren online ein.

Ich würde mich als sehr digitalen Menschen bezeichnen. Daher ist für mich der Online-Einkauf von Lebensmitteln seit elf Jahren genauso selbstverständlich wie der Einkauf von Kleidung oder Technik – einfach von allem.

Bei den Lebensmitteln fing alles mit Delikatessen wie Weinen, Schokolade, aber auch besonderem Fleisch an. Auf die Idee, auch meine Standardlebensmittel online zu bestellen, kam ich, als ich den Chef einer Supermarktkette interviewte. Das war vor über zehn Jahren und damals überhaupt gerade erst der Anfang der Lieferangebote. Seitdem bestelle ich donnerstagabends den Wocheneinkauf für meine Familie und bekomme diesen freitagmorgens geliefert.

Der entscheidende Faktor ist für mich die Zeitersparnis. Ich arbeite schon lange als Kommunikationsberater in der Gesundheitsbranche von zu Hause aus. Früher habe ich freitagmorgens den Familieneinkauf erledigt: Das hat mich eineinhalb bis zwei Stunden gekostet. Jetzt nehme ich einfach die Liste der Vorwoche, ändere diese

kurz ab und schicke sie los. Das kostet mich vielleicht zehn Minuten, denn 80 Prozent der Bestellung bleiben gleich. Und meine Frau und ich können die Liste in der App jeweils über unser eigenes Handy befüllen. Drei Ausnahmen: Fleisch beziehe ich inzwischen ausschließlich vom Metzger aus dem Nachbardorf, Fisch kaufe ich direkt an der Fischtheke in meinem Supermarkt ums Eck, und samstags gehen wir auch immer mal wieder auf den Markt fast vor der Haustür, um Obst und Gemüse zu kaufen.

Wir kaufen sehr bewusst ein. Ich achte darauf, was in meiner Region gerade wächst und woher meine Lebensmittel kommen. Da ich in Frankfurt wohne, habe ich die Wahl zwischen verschiedenen Lieferanten. Ich habe mich für einen Händler entschieden, der meine Lebensmittel in Pfandtüten per E-Auto liefert, Gemüse und Obst sind zudem in Papiertüten oder Pappkartons verpackt. Auf jeden Fall ist es sehr wenig Plastik. Meiner Ansicht nach ist das wesentlich nachhaltiger, als wenn jeder Einzelne mit seinem Auto zum Supermarkt fährt und einkauft. Das Sich-liefern-Lassen ist ja an sich nichts Neues. Früher schon konnte man sich seine Klamotten beim Versandhaus bestellen oder der Milchmann brachte die Milch vorbei.

Ich finde es eigentlich erstaunlich, dass sich so viele Menschen samstags ins Getümmel stürzen und ihre Einkäufe vor Ort erledigen. Für mich wäre das nichts. Diese Zeit kann ich besser mit meiner Familie in der Natur verbringen.



Ich will die frischen Lebensmittel einfach sehen, bevor ich sie kaufe.

Martin Krämer, 56, ist Opernsänger und begeisterter Hobbykoch aus Inzlingen bei Lörrach. Er kauft fast alle Lebensmittel noch vor Ort ein.

Ich habe ehrlich gesagt noch gar nicht darüber nachgedacht, meine Standardlebensmittel online zu bestellen. Denn im Gegensatz zu meiner Frau und meinen beiden Söhnen kaufe ich sehr gerne ein.

Einkaufen ist für mich Inspiration: Ich stehe mitten in meinem riesigen Supermarkt in Lörrach und überlege: Was will ich nächste Woche kochen? Ah, der Blumenkohl sieht gut aus. Also gibt es Blumenkohl. Was aber passt zu dem Blumenkohl? Und so kommt eines zum anderen.

Häufig lege ich mit meinem Wochen- einkauf auch die Menüs für die kommende Woche fest und teile diese meiner Familie mit. Die reagieren oft begeistert, manchmal aber halt auch nicht. Allerdings haben meine Kochbegeisterung und meine Experimentierfreudigkeit den positiven Effekt, dass meine Kinder gerne auch Speisen essen, die andere in ihrem Alter nicht mögen.

Mir sind die Qualität und Frische von Lebensmitteln wichtig, aber auch der Preis spielt für mich eine Rolle. Meiner Erfahrung nach sind Gemüse und Obst in den bekannten Discounter-Märkten

nicht nur günstiger, sondern auch deutlich frischer als bei den vermeintlich edleren Supermarktketten. Wenn es sich ergibt, kaufe ich auch auf dem Wochenmarkt ein, beispielsweise saisonale Gemüse wie Grünkohl. Die gibt es meist im Supermarkt nicht oder zumindest nicht in der Qualität, wie ich sie haben will.

Schweinefleisch und Wurst kaufe ich nur bei meinem Metzger, Rindfleisch lasse ich mir liefern. Das läuft dann so, dass ich ein Viertel Rind in der Ortenau gleich bei uns in der Nähe kaufe und alle Teile geliefert bekomme. Das Kilo kostet im Schnitt elf Euro, das finde ich okay. Häufig bekomme ich Zunge und Innereien sogar geschenkt, weil die keiner will. Hühner kaufe ich frisch geschlachtet beim Bauern, die hatten wenigstens ein glückliches Leben im Freien. Geflügel aus dem Supermarkt mit seinen gebrochenen Beinen will ich nicht.

Weine kaufe ich bei badischen Winzern direkt. Wir haben hier erstklassige Weingüter. Nur Spirituosen wie Whisky und Gin und Gewürze wie Szechuan-Pfeffer, den ich nirgends bekomme, bestelle ich mir gelegentlich online.

Wir leben hier auf dem Land und nicht in einer großen Stadt. Daher kann ich mir nicht so richtig vorstellen, dass Gemüse und Salat online bestellt frischer sind, als wenn ich das vor Ort hole. Ich will die frischen Lebensmittel einfach sehen, bevor ich sie kaufe.

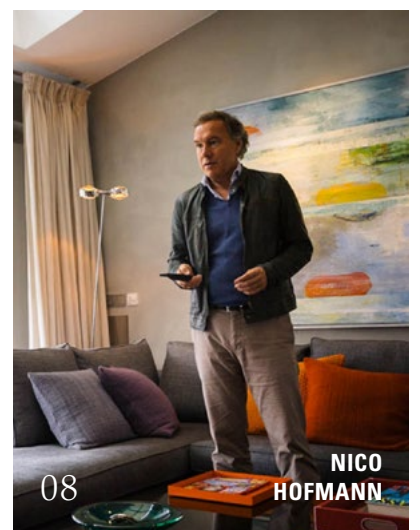
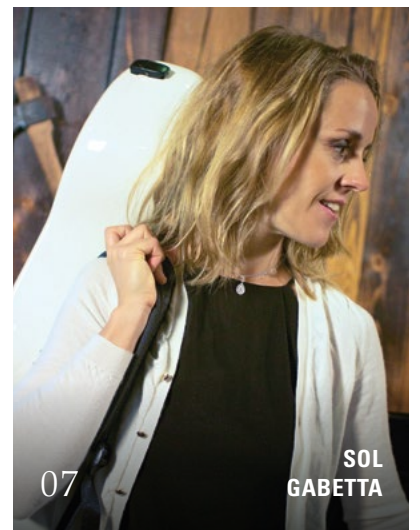
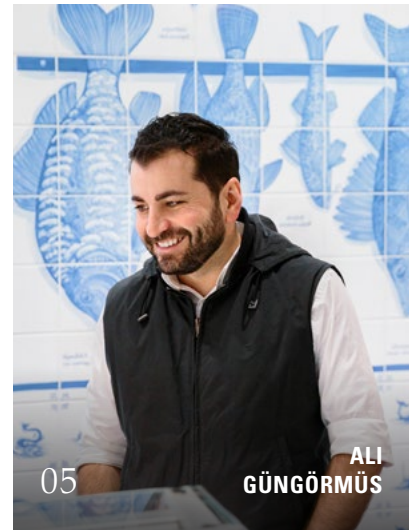
● Text **Geraldine Friedrich**

25 AUSGABEN Character

Managerinnen, Künstler, Unternehmerinnen, Visionäre – was treibt all diese unterschiedlichen Menschen an, was sind ihre Ideen und Träume? Das versuchen wir in jedem neuen „Character“ herauszufinden. Gerade halten Sie die 25. Ausgabe des Magazins in der Hand. Wir bedanken uns bei allen Protagonistinnen und Protagonisten, dass sie uns für ein langes Interview und ein aufwendiges Fotoshooting zur Verfügung gestanden haben. Und natürlich bei Ihnen, den Leserinnen und Lesern, für Ihr Interesse.



Ihre Ideen, Themenvorschläge und Anregungen sind uns sehr wichtig. Bitte nutzen Sie unseren kurzen Online-Fragebogen:
character-umfrage.bethmannbank.de





09

**KURT
SCHRIMM**



13

**CHRISTOPH
KELLER**



17

**ARMIN
STEUERNAGEL**



21

**DIANDRA
DONECKER**



10

**CHRISTINE
THÜRMER**



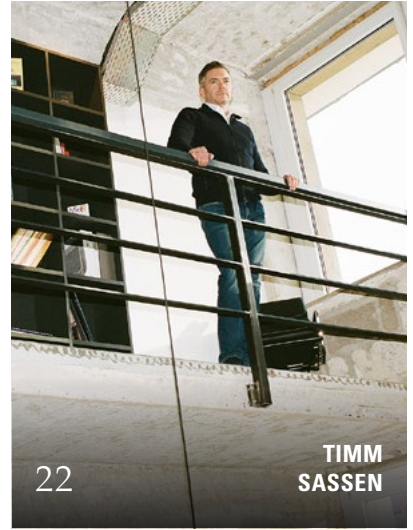
14

**OLIVER
HOLY**



18

**FRIEDERIKE
„FREDI“ OTTO**



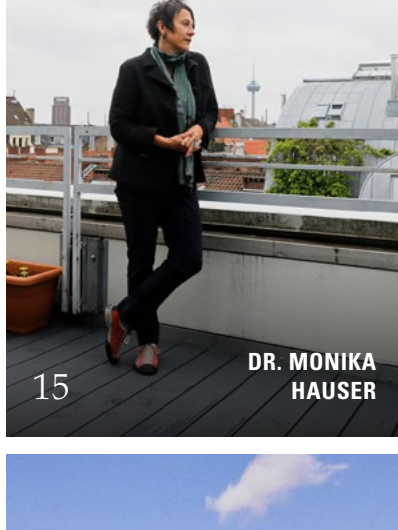
22

**TIMM
SASSEN**



11

**CLAUDIA
KESSLER**



15

**DR. MONIKA
HAUSER**



19

**GEORG
SCHWEISFURTH**



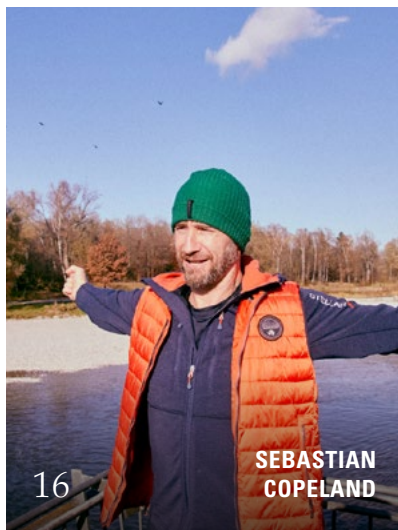
23

**AXEL
HACKE**



12

**ALISÉE
DE TONNAC**



16

**SEBASTIAN
COPELAND**



20

**JULIA
NOURNEY**



24

**DAGMAR
FRITZ-KRAMER**

Frisch gegründet: die Bethmann Bank Stiftung

Stiftungen sind ein etabliertes Instrument, um gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen. Jetzt hat auch die Bethmann Bank eine Stiftung gegründet. Sie bietet überdies Kunden und Geschäftspartnern die Chance, sich zu engagieren.

Seit jeher gehört die Stiftungsberatung zu den Kernkompetenzen der Bethmann Bank. Nicht selten über Generationen hinweg begleitet sie Privatpersonen und institutionelle Adressen bei ihren philanthropischen Aktivitäten. Von der Gründung einer Stiftung bis hin zur bestimmungsgemäßen Anlage des Vermögens. Was liegt näher, als dass die Bank auch selbst eine gemeinnützige Stiftung ins Leben ruft und damit ihre gesellschaftliche Verantwortung untermauert? So ist es in diesem Jahr geschehen. Stefan Meine, Chief Commercial Officer der Bethmann Bank, und Stiftungsspezialist York Asche erläutern gegenüber „Character“ die Ziele der „Bethmann Bank Stiftung“ und die Chancen, die sie Kundinnen und Kunden für deren eigenes Engagement eröffnen kann.

Herr Asche, was ist der Zweck der neuen Stiftung?

York Asche: Der Stiftungszweck ist in der Satzung bewusst recht breit gehalten. Er reicht von der Förderung von Wissenschaft und Forschung über den Natur- und

Klimaschutz bis zum Einsatz für das demokratische Staatswesen. Die große Klammer bildet sicherlich die Nachhaltigkeitsstrategie unserer Bank und der ABN AMRO Gruppe insgesamt. Darin bekennen wir uns zu unserer gesellschaftlichen Verantwortung, nicht nur mit Blick auf die Anlagestrategien für unsere Kunden, sondern auch mit Blick auf unser eigenes Handeln als Bank. Daher fügt sich die Gründung der Stiftung nahtlos in diese strategische Ausrichtung ein.

Herr Meine, andere Banken haben bereits eigene Stiftungen gegründet. Warum erfolgte der Schritt erst jetzt?

Stefan Meine: Wir sind sicher, dass dies ein sehr guter Zeitpunkt ist, um die Stiftung ins Leben zu rufen. Denn wir stellen seit einiger Zeit fest, dass sich immer mehr Kundinnen und Kunden Gedanken machen, wie sie einen Teil ihres Vermögens im Sinne eines positiven Beitrags für die Gesellschaft dauerhaft nutzen können. Eine Stiftung ist nicht selten ein geeignetes Instrument dafür. Das wachsende Interesse an einem philanthropischen Engagement

ist sicherlich auch eine Frage der Demografie. Die Babyboomer-Generation, die jetzt nach und nach in den Ruhestand geht, hat über Jahrzehnte große Vermögen aufgebaut, die nicht selten zu einem Teil für den viel zitierten guten Zweck eingesetzt werden sollen.

Das könnte auch über Sponsoring oder ähnliche Aktivitäten geschehen ...

Asche: Nein, hierbei muss man streng unterscheiden. Sponsoring ist immer mit einer Gegenleistung verbunden. Wir können als Bank ein Kulturevent unterstützen und werden im Gegenzug als Sponsor genannt, profitieren also von einem Werbeeffect. Beim Einbringen von Vermögen in eine Stiftung trennt sich der Stifter dauerhaft und ohne irgendeine Gegenleistung von diesem Vermögen und übergibt es, in der Regel zweckgebunden, in die Obhut des Stiftungsmanagements. Abgesehen davon geht es bei Stiftungen zumeist um deutlich höhere Beträge als bei Sponsoringaktionen.

Inwiefern können Kunden der Bethmann Bank von der Stiftung profitieren?

Asche: Die Stiftung ist mit einem Grundstockvermögen von einer Million Euro ausgestattet, das zur Gründung eingebracht wurde. Es dient als Basis für die eigenen Aktivitäten der Bethmann Bank Stiftung. Wir möchten aber auch Kundinnen und Kunden oder anderen Geschäftspartnern unseres Hauses die Gelegenheit eröffnen, die Stiftungszwecke zu fördern und sich damit den Wunsch nach einem sozialen, ökologischen oder demokratischen Engagement zu erfüllen. Das kann durch sogenannte Zustiftungen geschehen: Eine Privatperson oder auch eine Organisation bringt dabei einen bestimmten Betrag in

die Stiftung ein, wobei der konkrete Förderzweck klar definiert werden kann, aber nicht muss. Das zugestiftete Vermögen wird dann buchhalterisch vom Grundstockvermögen separiert, sodass sichergestellt ist, dass die Verwendung den Wünschen des Stifters entspricht. Natürlich hat jeder Zustifter zudem Anspruch auf einen transparenten Rechenschaftsbericht.

Was sind die Vorteile einer solchen Zustiftung?

Meine: Die Gründung einer Stiftung ist mit einem nicht unerheblichen zeitlichen und finanziellen Aufwand verbunden. Organisatorische Strukturen sind aufzubauen und es müssen geeignete Personen für die zumeist ehrenamtlich tätigen Mitglieder der Stiftungsorgane gefunden werden. Durch Zustiftungen haben Kunden oder Geschäftspartner die Möglichkeit, die bestehenden Strukturen der Bethmann Bank Stiftung zu nutzen und nachhaltige Projekte und Ziele im Rahmen des breit gefassten Stiftungszwecks zu fördern. Das kann unter Umständen die Entscheidung zugunsten eines Stiftungsengagements erleichtern.

Wer allerdings den Aufwand nicht scheut, dem steht die Bethmann Bank selbstverständlich auch bei der eigenen Stiftungsgründung und der Vermögensanlage mit einem großen Know-how und Erfahrungshorizont zur Seite. Unsere Spezialisten beraten von der Erstellung und Überarbeitung von Satzungen und Anlagerichtlinien bis zur bestimmungsgemäßen Anlage des Stiftungsvermögens. Dabei können wir auf das große internationale Netzwerk der ABN AMRO Gruppe zurückgreifen.

Die neue Stiftung wartet aber nicht allein auf Zustifter. In welcher Form wird sie selbst aktiv?

Asche: Wir haben eine Reihe von Ideen und Projekten definiert, um den Stiftungszweck zu leben. So planen wir die jährliche Vergabe eines „Bethmann-Preises für innovative Nachhaltigkeitsförderung“. Damit wollen wir Organisationen, aber

gerade auch junge Unternehmen und Gründer unterstützen, die ökologisch oder sozial sinnvolle Projekte oder Produkte realisieren. Aber auch die Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen oder von Bildungsprojekten können wir uns sehr gut vorstellen. Wenn es zum Beispiel darum geht, Kinder und Jugendliche für nachhaltiges Wirtschaften zu interessieren, könnte dies durch organisierte Besuche von Unternehmen der Kreislauf- und Recyclingwirtschaft, von Wasserwerken oder Wäldern geschehen. Auch Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen, mit denen wir den gesellschaftlichen Diskurs fördern, sind vorstellbar.

Ab wann ist die Bethmann Bank Stiftung operativ aktiv?

Asche: Die Bank hat die Stiftung in diesem Jahr gegründet, die Stiftungsgremien, also Vorstand und Kuratorium, haben sich im Herbst konstituiert. Damit ist die Stiftung voll handlungsfähig. Allerdings ist es ratsam, bei der Auswahl der Förderprojekte sehr sorgfältig vorzugehen und sich die Zeit zu nehmen, die notwendig ist, um die Mittel bestmöglich einzusetzen. Ich bin aber sicher: Spätestens im kommenden Jahr wird man bereits einiges von uns hören.

Meine: Die Bethmann Bank ist bereits seit dem Jahr 2010 im Bereich der nachhaltigen Vermögensanlage aktiv und einer der Pioniere auf diesem Gebiet. Nachhaltiges Handeln für künftige Generationen ist seit Langem ein Kernelement der Konzernstrategie von ABN AMRO. Wir wollen zusammen mit unseren Kunden und Partnern mit der neuen Stiftung wirklich etwas bewegen und Menschen und Projekte fördern, die auf dieses große Ziel einzahlen. Dabei geht Sorgfalt vor Schnelligkeit.

● Interview **Frank Elsner**

Ansprechpartner Bethmann Bank



Stefan Meine

**Chief Commercial Officer
der Bethmann Bank und Mitglied
der Geschäftsleitung der
ABN AMRO Bank N.V. Frankfurt Branch**



York Asche

**Stiftungsspezialist
(Seniorberater Stiftungen)
der Bethmann Bank**

**Niederlassung Hamburg
+49 40 30808-233
york.asche@bethmannbank.de**

Diese Straßen sind (aus) Müll



Neuer Asphalt mit altem Plastik: Wie Jonas Varga mit geschredderten Plastikabfällen seine Idee von nachhaltigen Verkehrswegen vorantreibt. Besuch bei dem visionären Start-up „ecopals“ in Berlin.

Ein verregener Freitagvormittag im Norden Potsdams. Ein Paketzusteller fährt auf der B 273 mit seinem Kleintransporter Richtung Stadtteil Bornim, hinter ihm ein schwarzer SUV. In der Gegenrichtung ist ein Bus der Linie 614 zum Hauptbahnhof unterwegs, via Sanssouci, nächste Haltestelle: Florastraße. Dass sie alle hier gerade über einen ganz besonderen Belag fahren, weiß vermutlich kaum jemand in den Fahrzeugen. Wie auch. Man sieht es nicht, man hört es nicht und man spürt es nicht: Diese Straße besteht aus Müll – und führt damit in die Zukunft.

Zwei Stunden später, knapp 30 Kilometer Luftlinie weiter nordöstlich. Berlin-Mitte, ein Hinterhof in der Strelitzer Straße. In ihrem Kellerbüro sitzen Jonas Varga und Justus Susewind an einem Besprechungstisch, vor ihnen eine gut gefüllte Müllschale.

Kürzlich schrieb einer ihrer Mitarbeiter „No Food“ auf die Schüssel. Sicherheitshalber. Nicht, dass jemand den Inhalt noch für Beluga-Linsen hält. So sehen sie nämlich in etwa aus, die „EcoFlakes“: kleine runde Flocken aus nicht recycelbarem, geschreddertem und gepresstem Plastik, mit denen Varga und Susewind den Straßenbau revolutionieren wollen. Für eine nachhaltigere Asphaltproduktion und für grünere Verkehrswege – auch wenn mancherorts die Ampel dafür noch auf Rot steht.

Auslöser für die Idee vom grünen Belag: die Erdbeben-Katastrophe in Nepal

Angefangen hatte alles vor fast zehn Jahren unter tragischen Umständen: Fabien Matthias, ein enger Freund von Jonas Varga, lebte damals als Englischlehrer in Nepal, als im Frühjahr 2015 die verheerenden Erdbeben 9.000 Menschenleben forderten und eine ganze Region in Schutt und Asche legten. Varga reiste ins Katastrophengebiet, um Matthias und seiner neu gegründeten NGO beim Wiederaufbau zu helfen. Angesichts der riesigen Müllberge und der miserablen Verkehrswege kam ihm eine Idee.

Um die Abfallberge zu minimieren und die Straßen wieder aufzubauen, mischten sie dort klein geschredderten Kunststoff von den Deponien in frischen Asphalt. Und Varga dachte sich: Warum nicht auch in Deutschland?

Um zu verstehen, wie das Prinzip funktioniert, muss man zunächst ein wenig in die Materie von industriell erzeugtem Asphalt eintauchen. Vereinfacht gesagt besteht Asphalt aus Steinen und einem Bindemittel, einem Kleber namens Bitumen: ein recht zähflüssiges Produkt, das aus Erdöl gewonnen wird und das man lieber nicht auf die Haut oder die Kleidung bekommen sollte. Geht nur schwer wieder ab.

Für mehr Haltbarkeit und Widerstandsfähigkeit mischt man dem Stein-Bitumen-Gemisch als Zusatz kleine Plastikflocken bei; die Flocken werden für herkömmlichen Asphalt extra neu produziert. Und genau hier setzte Varga mit seinem Start-up „ecopals“ an. Warum braucht es dafür neuen Kunststoff? Warum nicht Altplastik nehmen, wo doch eh so viel herumliegt und nicht wiederaufbereitet werden kann?



Mag die Nation auch noch so fleißig sammeln und trennen: Von den 5,7 Millionen Tonnen Plastikmüll, die 2021 in Deutschland anfielen, wurden laut Umweltbundesamt mit 64 Prozent knapp zwei Drittel der Gesamtmenge nicht recycelt, sondern landeten in der Verbrennungsanlage. Hauptgrund dafür ist die Beschaffenheit aus unterschiedlichem, nur schwer voneinander zu trennendem Kunststoffmix. Wie etwa die robusten Deckelfolien von manchen Schnittkäse-Verpackungen, die aus mehreren, völlig unterschiedlichen Plastikarten bestehen und daher nicht wiederverwertet werden können. Für Varga und seinen Mitstreiter Susewind wurden sie nun zum wertvollen Rohstoff. Wenngleich die beiden auf ihrem Weg einige Umleitungen in Kauf nehmen mussten, immer wieder ausgebremst wurden und gerne auch in Schlaglöchern hängen blieben. Und manchmal fuhren sie auch gegen die Wand.

Von Experten wurden Varga und seine Mitstreiter anfangs belächelt. Zu Unrecht

„Gerade am Anfang waren wir noch recht grün hinter den Ohren“, sagt Justus Susewind, „da glaubten wir, Baufirmen und öffentliche Auftraggeber von unserer Idee begeistern zu können, indem wir



Neue Besen kehren gut – Altplastik-Asphalt im niederösterreichischen Gänserndorf

ihnen ganz einfach ein PDF schickten.“ Was natürlich nicht wirklich überzeugend ankam. Fragten sie bei Kommunen an, um marode Straßen mit ihrem neuen Produkt sanieren zu dürfen, wurden sie – wenn es gut lief – milde belächelt und wieder heimgeschickt. Und als sie einen Chemieprofessor an der Uni um eine Einschätzung baten, meinte der nur, sie sollten ihre dämliche Idee vergessen – wird eh nix.

Ein wichtiger Schritt war dann die Kooperation mit der Universität Kassel und dem Fraunhofer-Institut für Chemische Technologie (ICT). Dort hatte man schon vor vielen Jahren mit Plastik als Bitumenersatz im Straßenbau experimentiert, war aber nicht bis zur Serienreife durchgedrungen. Schnell bildete sich ein hochqualifiziertes Team, um anhand von intensiven Belastungstests die richtige Zusammensetzung zu finden. Wie viel Polypropylen (PP) braucht es für den Asphaltzusatz, wie viel Polyethylen (PE), welchen Anteil der jeweiligen Untersorten? Die genaue Rezeptur der knapp zehn Kunststoffarten in ihren EcoFlakes wollen die Start-up-Gründer freilich nicht verraten. Es erinnert ein bisschen an eine Brauerei, wo auch strengstes Betriebsgeheimnis bleibt, wie das Pils zusammengerührt ist und wie das Weißbier.

Mit permanenten Laboranalysen, nach denen der mit EcoFlakes versetzte Asphalt keinerlei Qualitätsverluste gegenüber herkömmlichem Straßenbelag aufweist, haben Varga und Susewind nun auch viele Skeptiker überzeugt. Auch, was die Ökobilanz angeht. Schließlich ersetzt das Altplastik nicht nur den neuen Kunststoff, es ermöglicht auch einen um rund sieben Prozent geringeren Anteil an Bitumen. Noch konkreter in Sachen Nachhaltigkeit wird es mit Vargas folgendem Rechenbeispiel: Ein Kilometer zweispurige Straße, Fahrbahnbreite je drei Meter, macht 6.000 Quadratmeter. Bei einer Asphaltstärke von zwölf Zentimetern beträgt das Volumen 720 Kubikmeter.



Der Weg in die Zukunft – oft noch eine Baustelle: Auch der Asphalt der Großostheimer Straße in Aschaffenburg enthält recyceltes Plastik

Die robusten Deckelfolien von manchen Schnittkäse-Verpackungen bestehen aus mehreren unterschiedlichen Plastikarten und lassen sich daher nicht recyceln. Für Varga und seinen Mitstreiter Susewind werden sie zum wertvollen Rohstoff.



Aufgrund der ressourcenschonenden Produktion werden pro Tonne Flakes rund 3,2 Tonnen Kohlendioxid weniger verbraucht.

Folgen – gemäß der Formel 100 Kubikmeter für eine Tonne EcoFlakes – 7,2 Tonnen EcoFlakes. Und da laut Susewind aufgrund der ressourcenschonenden Produktion pro Tonne Flakes rund 3,2 Tonnen Kohlendioxid weniger verbraucht werden, bleibt eine Gesamtersparnis von rund 23 Tonnen Kohlendioxid. Klingt wie Textaufgabe, 8. Klasse Gymnasium. Und kostengünstiger ist es auch: Weil kein neues Plastik produziert werden muss, ist Asphalt mit EcoFlakes im Schnitt um rund fünf Prozent billiger.

**14023, 14040, 14044 –
EcoFlakes erfüllen auch
DIN-Normen**

Zum konsequenten Umweltschutz wird jede Charge zudem einer speziellen Röntgenfluoreszenzanalyse unterzogen,

um den Inhalt auf unerwünschte Beigaben wie Schwermetalle oder PVC zu kontrollieren. Es muss schließlich alles sauber bleiben. Die Standards der Öko-Lebenszyklusanalyse gemäß DIN 14040 und 14044 erfüllen die EcoFlakes-Linsen, die manchmal auch in Pellets-Form gepresst werden, übrigens inzwischen auch. Ebenso wie natürlich auch die Voraussetzungen für polymermodifiziertes Bitumen. DIN 14023.

In rund 30 Straßenabschnitten durfte ecopals den Innovationsasphalt bereits einbauen, in Chemnitz, Kiel oder eben auch im Norden Potsdams an der B 273 – wenn gleich in manchen Gemeinden immer noch Widerstand herrscht. Ob es an zu großer Bürokratie liegt oder an fehlender Bereitschaft, vielleicht auch am Einfluss der mächtigen Asphalt-Lobby, auch Varga und Susewind können das schwer beurteilen. Ihr nächstes Ziel ist nun die Genehmigung für Sanierungsarbeiten an Autobahnen. Das wäre natürlich ein Ritterschlag, eine Benchmark und die allerbeste Visitenkarte bei ihren Expansionsgedanken ins europäische Ausland, um damit zu werben: Wir können deutsche Autobahn.

Zehn Mitarbeitende hat ecopals inzwischen, nach der Anschubhilfe von 150.000 Euro durch das ICT und einem Start-up-Stipendium haben der frühere Economics- und Corporate-Management-Student Varga und seine Mitstreiter inzwischen Investoren mit an Bord, aus den Bereichen Technologie, Gründerhilfe und Venture-Capital. Nach bisher zwei Millionen Euro an Fördergeldern sollen nun vier weitere Millionen dazukommen. Ein großes Netzwerk an Fachleuten steht mit seiner Expertise zur Seite. Wie hoch der Anteil von EcoFlakes-Asphalt in der deutschen und europäischen Verkehrsinfrastruktur in zehn Jahren sein wird, steht noch weit oben in den Sternen. Und doch spricht viel dafür, dass sie hier unten mit ihrer Vision noch viel auf die Straße bringen.

• Text **Florian Kinast**



Visionäre aus Berlin – das ecopals-Team Jonas Varga, Rishab Handa, Justus Susewind, Martin Lecuona, Philipp Fischer, Poorna Arulselvan (v.l.)

Zurück zur Dienstpflicht?

Früher, da gingen junge Männer „zum Bund“ oder wurden „Zivi“. Ganz normal war das. Jetzt wird über die Wiedereinführung der Wehrpflicht diskutiert. Auch die Einführung eines verpflichtenden sozialen Jahres für junge Männer und Frauen ist im Gespräch. Das klingt nach einer guten Idee. Aber kann man soziales Engagement verordnen?

Als 2011 die Wehrpflicht in Deutschland ausgesetzt wurde, entfiel mit ihr auch der Zivildienst. In der Folge erhielten Freiwilligendienste wie das Freiwillige Soziale Jahr oder der liebevoll „Bufdi“ getaufte Bundesfreiwilligendienst mehr Aufmerksamkeit und Zulauf. Von verschiedenen Politikerinnen und Politikern wird neuerdings immer öfter ein verpflichtender Dienst am Gemeinwohl für alle jungen Männer und Frauen ins Spiel gebracht. Zuletzt mahnte Bundesverteidigungsminister Boris Pistorius (SPD) an, es sei angesichts neuer Bedrohungen notwendig, darüber zu diskutieren, ob die Wehr- oder Dienstpflicht wieder eingeführt werden sollte. Auch die Wehrbeauftragte der Bundesregierung, Eva Högl (SPD), sprach sich für eine neue Dienstpflicht aus, die als „Gesellschaftsdienst“ neben der Bundeswehr auch die Bereiche Soziales, Kultur und Umwelt abdecken solle. Davor hatten bereits Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und CDU-Chef Friedrich Merz laut über ein soziales Pflichtjahr für alle nachgedacht.

Ein solches „verpflichtendes Jahr des Gemeinwohls“ klingt zunächst einmal einleuchtend: Wird nicht permanent über zu wenig Personal zum Beispiel in den Pflegeberufen in Kranken- und Altenheimen geklagt? Könnten Schulabgängerinnen und -abgänger dort nicht ein Jahr lang die ausgebildeten Fachkräfte durch Hilfstätigkeiten entlasten, bevor sie sich an ihr Studium oder ihre eigene Berufsausbildung machen? Hört man ehemalige Zivildienst- und oft auch Grundwehrdienstleistende nicht regelmäßig erzählen, wie wichtig dieses Jahr für ihre innere charakterliche Entwicklung war? Dass sie unmittelbar nach dem Schulabschluss noch gar nicht in der Lage gewesen seien, vernünftig zu entscheiden, was sie mit ihrem Leben weiter vorhatten? Ein Dienst an der Gemeinschaft – ob im Naturschutz, einer Jugendherberge oder einem Kindergarten für schwer erziehbare Kinder – kann den eigenen Horizont weiten, Empathie fördern und vielleicht sogar Orientierung bringen in einer Phase, in der viele gar nicht so genau wissen, wohin mit sich und ihren Lebensplänen.

**„Der Zivildienst hat mein
Leben bereichert“**

Und so verwundert es auch nicht, wenn sich Prominente regelmäßig versonnen an diese spätjugendliche Zeit erinnern. „Der Zivildienst hat mein Leben unendlich bereichert“, sagt zum Beispiel der Kabarettist Matthias Brodowy der Hannoverschen Allgemeinen. „Nie habe ich so viel gelernt wie in diesen 15 Monaten.“ Ex-Fußballer Per Mertesacker betreute Kinder mit Behinderung und erinnert sich in der tz: „Für mich war das ein guter Ausgleich neben dem Fußball.“

**Der Geruch des Alters,
die Erschöpfung nach
mehreren Tagen Früh-
schicht, das Gefühl,
zum ersten Mal etwas
Sinnvolles zu tun.**

Nun gut, Ex-Fernsehmann und Berufszyniker Harald Schmidt, früher als Zivi in einem katholischen Pfarramt tätig, blickt erwartungsgemäß eher spöttisch zurück: Weil Zivildienstleistende nicht mit der Waffe töten durften, hätten sie es mit Essen auf Rädern versucht, so der Entertainer. Im Journalismus ist die Reportage, in der Autoren gewissen Alters an ihre alte Zivildienststelle zurückkehren, inzwischen sogar fast so etwas wie ein eigenes Genre geworden. „Je länger ich durch das Gebäude geführt wurde, desto mehr fiel mir wieder ein“, schreibt beispielsweise Matthias Kalle, der für das ZEIT-Magazin zwei Wochen lang seine alte Zivi-Stelle aufsuchte. „Der Geruch des Alters, die Erschöpfung nach mehreren Tagen Frühschicht, das Gefühl, zum ersten Mal etwas Sinnvolles zu tun.“

Warum also sollte man diese offenbar sinnstiftende Zeit nicht wieder einführen – und diesmal einfach für alle? Ganz so einfach ist es leider nicht.

Das Grundgesetz ist bereits die erste Hürde. Denn dort garantiert Artikel 12 die freie Berufswahl und verbietet jede Form der Zwangsarbeit. Auch die Europäische Menschenrechtskonvention untersagt in Artikel 4 eine Arbeitspflicht. Ausnahmen sind allein der Wehr- beziehungsweise Ersatzdienst, Notfälle wie Naturkatastrophen oder Arbeit im Strafvollzug. Auch der Wissenschaftliche Dienst des Bundestags hält es für unrealistisch, dass ein gesellschaftliches Pflichtjahr (solange es keine Wehrpflicht mit Ersatzdienst ist, wie es sie bis 2011 gab) juristisch zulässig wäre. Eine gesetzliche Hintertür könnte sein, ein Jahr praktischen Gemeinwohldienst gekoppelt mit der Schulpflicht einzuführen. Doch auf der anderen Seite dieser Hintertür dürften sich auch Verfas-

sungsklagen, Proteste erzürnter Eltern und ein mit der Logistik überfordertes Schulsystem befinden.

Gibt es genug Bedarf für die jungen Helfer?

Vielleicht noch gravierender als die rechtlichen Fragen könnte der mangelnde Bedarf für die über 700.000 jährlichen „Gemeinwohldienstleistenden“ sein. Zum Vergleich: „Bufdis“ gibt es derzeit knapp 36.000, rund 10.000 Männer und Frauen leisten einen freiwilligen Wehrdienst, die Zahl der Zivildienstleistenden lag 2010 bei 78.000. Letztlich wurde sogar die damalige Aussetzung der Wehrpflicht am Ende vor allem damit begründet, dass weder Bundeswehr noch Zivildienststellen alle Wehrpflichtigen eines Jahrgangs aufnehmen konnten. Somit lasse sich die sogenannte Wehrgerechtigkeit nicht mehr einhalten.

Selbst wenn man zuließe, dass das Jahr Gesellschaftsdienst nicht nur mit dem Schützen von Krötenwanderungen oder dem Geschichtenvorlesen im Seniorenstift verbracht werden kann, sondern auch bei der Bundeswehr: Diese sucht zwar grundsätzlich Personal – aber nicht unbedingt den Rekruten frisch von der Schulbank oder die unausgebildete Rekrutin, die dann nach einem Jahr Grundausbildung wieder verschwinden. Benötigt werden in den deutschen Streitkräften vor allem spezialisierte Soldatinnen, Ärzte oder IT-Expertinnen, die sich längerfristig binden wollen und nach einer entsprechenden Ausbildung anspruchsvolle Aufgaben erfüllen können.

16 Millionen Deutsche sind ehrenamtlich tätig

Auch in der Pflege fehlen ausgebildete Fachkräfte deutlich stärker als ungelernete Helferinnen und Helfer im Jugendalter, selbst wenn diese es noch so gut meinen. Natürlich können diese das hauptberufliche Personal im Kleinen entlasten – und welcher Kranke und welche Seniorin freute sich nicht über jemanden, der ein offenes Ohr und schlicht etwas mehr

Zeit hat als die gestressten Ärztinnen und Pfleger? Den eigentlichen Pflege-notstand würde jedoch auch ein soziales Pflichtjahr nicht lösen. Zumal gerade im Pflegebereich die mangelnde Freiwilligkeit problematisch würde: Möchte man jemanden, der es nur aus Zwang tut, wirklich auf alte Menschen, Kinder mit Behinderungen oder bettlägerige Kranke loslassen? Auch das dürfte ein Grund sein, warum selbst von den verschiedenen Sozialträgern abgewunken wird, wenn es um den Pflichtdienst geht.

Vielleicht sollte man, statt immer und immer wieder den Gedanken des Pflichtjahres zu bemühen, lieber zwei andere Säulen des gesellschaftlichen Engagements stärken: Freiwilligendienste und Ehrenamt.

Rund 16 Millionen Deutsche sind regelmäßig ehrenamtlich tätig, sei es in Sportvereinen, kirchlichen Einrichtungen oder Hilfsorganisationen.

Auch ein freiwilliges Gemeinwohrljahr ließe sich sicherlich attraktiver und populärer machen, als es derzeit ist. Und wer sagt überhaupt, dass es nur für Schulabgängerinnen und Schulabgänger sinnvoll ist, sich für die Gemeinschaft zu engagieren? Genau so sinnvoll, wie nach dem Ende der Schulzeit eine gewisse Zeitspanne der Gemeinschaft zu widmen, könnte dies doch auch am Ende des Erwerbslebens sein. Natürlich auch dann nicht als zwölf Monate dauernde Zwangsjacke, sondern als freiwilliger Akt des Gemeinschaftssinns.

Na, warte!

374 Tage im Leben verbringen Menschen durchschnittlich mit Warten. Meistens nerot das – im Stau, an der Supermarktkasse, an der Bushaltestelle. Aber nicht immer ist Warten lästig. Manche freuen sich sogar darauf, im Wartezimmer zu plaudern oder das Klatschmagazin zu lesen.

Text **Geraldine Friedrich**

4 Jahre

alt waren die Testpersonen des Psychologen Walter Mischel. Er gab Kindern je einen Marshmallow, verließ den Raum, versprach ihnen aber vorab eine weitere Süßigkeit, wenn sie nach seiner Rückkehr ihren Marshmallow noch nicht gegessen hätten. Aus dieser Versuchsserie in den 1960er- und 1970er-Jahren entwickelte Mischel die Erkenntnis, dass Kinder, die warten können, auch später als Erwachsene im Beruf erfolgreicher sind.

30 Minuten

muss man auf die Rechnung im Restaurant mindestens warten. Kommt das Personal trotz mehrfachen Winkens und Rufens dann immer noch nicht, darf man das Restaurant verlassen. Allerdings sollte man seine Daten hinterlegen und bitten, die Rechnung zu schicken. Die Beweislast liegt beim Gast, dass er alles getan hat, um seine Zahlungswilligkeit zu bekunden.

40 Stunden

verbringt der Durchschnittsdeutsche jährlich im Verkehrsstau, ganz vorne liegen die Fahrer und Fahrerinnen in den Städten München (74 Stunden), Berlin (71 Stunden) und Hamburg (56 Stunden).

15 €

kostet die Wochenmiete von etwa einem Dutzend aktueller Zeitschriften wie „Bunte“, „Stern“ und „Spiegel“. Arztpraxen mieten die Magazine bei einem Lesezirkel und geben sie danach wieder zurück.

25 bis 35 Dollar

pro Stunde verdienen sogenannte „Line Stander“, also professionelle Schlangesteher, in den USA. Gut verdienende Menschen, die keine Lust oder Zeit haben, in einer Schlange zu warten, tauschen auf diese Art Geld gegen Zeit. Für die professionellen Schlangesteher, häufig Studenten, ist es ein lukrativer Nebenjob.

680 Tage

wartet eine Elefantenkuh im Schnitt auf ihr Baby. Elefanten haben damit die längste Schwangerschaft aller Säugetiere. Das Elefantenbaby wiegt bei der Geburt 100 Kilo.

6 Monate

ist die magische Zahl für eine Geliebte oder einen Geliebten. Trennt sich der verheiratete Partner bis dahin nicht für sie oder ihn, wird er oder sie das auch künftig nicht tun. Manche Geliebte warten Jahrzehnte, bis sie das begreifen.

1810

entstand wohl eine der berühmtesten Warteschleifen-Musiken: Für Elise. Ludwig van Beethoven komponierte das Stück. Welche Frau er mit der Melodie ehren wollte, ist bis heute ungeklärt.

7%

Kursgewinn pro Jahr vor Kosten und Steuern erwirtschaften geduldige Anleger im Schnitt, die langfristig in breit gefächerte Aktien-ETFs investieren, die beispielsweise den Index MSCI World nachbilden. Aktien kaufen und sich dann schlafen legen – das empfahl schließlich schon Börsen-Guru André Kostolany.

19,9%

aller Flüge ab Litauen waren 2023 von Flugverspätungen oder Ausfällen betroffen. Damit ist Litauen Spitzenreiter in Sachen Pünktlichkeit. Deutlich mehr Geduld brauchten Fluggäste aus Deutschland: Dort lag der Anteil an Verspätungen und Flugausfällen bei 36 Prozent.

2 Wortbedeutungen

hat der Begriff „Warten“ im aktuellen Sprachgebrauch: Zum einen geht es um das Überbrücken von Zeit, zum Zweiten aber auch um Warten im Sinne von „pflegen“ bzw. „überprüfen“. Das Verb „warten“ leitet sich aus dem Verb „wahren“ (= beobachten, in Obhut nehmen) ab. Perfekt Ausschau halten konnte man auf der fast 1.000 Jahre alten Wartburg, die 411 Meter hoch über Eisenach thront.

Die Unbeugsame



Regina Rick

Regina Rick gilt als hartnäckigste Strafverteidigerin Deutschlands. Mit dem spektakulären Freispruch eines lebenslänglich verurteilten angeblichen Mörders schrieb sie Justizgeschichte. Vermeintlich aussichtslose Fälle wecken ihren Ehrgeiz.

Im Leben von Regina Rick spielt Momo eine zentrale Rolle. „Wenn ich mich ärgere, dann gehe ich eine halbe Stunde mit ihr spazieren. Danach ist es wieder gut.“ Momo ist die Rottweiler-Hündin der Rechtsanwältin, und in letzter Zeit gab es ein paar Anlässe mehr als sonst, mit Momo rauszugehen. Es sind aufregende Zeiten im Leben der Juristin, die sich in mehr als 20 Jahren Berufspraxis den Ruf der hartnäckigsten Strafverteidigerin der Republik erarbeitet hat.

„Starverteidigerin“, „Königin des Wiederaufnahmeverfahrens“, „Pallas Athene der gerechten Sache“ wurde die 55-Jährige schon genannt – zuletzt bei der Verleihung von „pro reo“, dem Preis des Deutschen Anwaltsvereins. Im November 2023 bekam sie ihn für ihre Verdienste um das Strafrecht: „Sie ist die lächelnde Hartnäckigkeit in Person.“ Die Hymne stammt von Gerhard Strate, selbst einer der renommiertesten Strafverteidiger der Republik.

„Die Geschichte konnte einfach nicht stimmen“

Pathos ist immer schwierig, große Worte sind nur erträglich, wenn ihnen große Taten vorangegangen sind. Die kann die gebürtige Münchenerin Regina Rick in ihrem Metier durchaus vorweisen. Da ist prominent der Fall Manfred Genditzki. 13 Jahre, 23 Wochen und sechs Tage hatte der Hausmeister im Gefängnis gesessen. 2010 war er zu lebenslanger Haft verurteilt worden, weil er angeblich eine 87-jährige Rentnerin ermordet hatte. Die alte Dame war damals leblos und voll bekleidet in der Badewanne liegend gefunden worden, weshalb Genditzki fortan in den Boulevardmedien als „Badewannenmörder“ bezeichnet wurde. „Das war eine reine Fantasiegeschichte“, sagt Regina Rick heute. „Sie konnte einfach nicht stimmen.“

Wie immer bleibt die Juristin im Gespräch ruhig, sachlich, unaufgeregt. Unterstützt von Spenden – auf einer Internetseite hatte eine Münchner Rechtsanwältin zu Geldspenden für die Arbeit ihrer Kollegin aufgerufen – und nach dem unermüdlichen Studium von Akten und physikalischen Versuchen konnte sie nachweisen, dass ihr Mandant Genditzki nicht der Täter sein konnte; dass es kein Mord, sondern ein Unfall war, bei dem das vermeintliche Opfer in der Badewanne ertrank. „Ich habe ihnen das Urteil zerschossen“, sagt die Mutter zweier erwachsener Kinder in ihrem weichen Münchnerisch, das man heute selten hört in der Landeshauptstadt. Auf dem Weg zu diesem spektakulären Freispruch lagen zehn Jahre, zwei weitere Verfahren, ein abgelehnter Wiederaufnahmeantrag, ein schweigender Gutachter und ein Staatsanwalt, der Rick einfach nur auslachte. Entmutigen ließ sie sich nie.

Ein Triumph nach vielen Rückschlägen

Am 7. Juli 2023 endete der Kampf um Manfred Genditzkis Freiheit mit einem Freispruch. „Kumulative Fehlleistungen“ attestierte die Vorsitzende Richterin in ihrem Urteil der Justiz und den Ermittlern. So klingt eine schallende Ohrfeige. Für Regina Rick ein Triumph, nach vielen Rückschlägen.

Was treibt sie an? Wie hält man so etwas durch, was macht das mit ihr? Regina Rick überlegt lange. „Ich weiß, Sie wollen etwas Dramatisches hören. Kann ich nicht liefern.“ Schließlich, nach einer weiteren Pause: „Ich verzweifle nicht, wenn ich verliere. Ich bin vielleicht stur, ich gebe nicht gern auf.“ Und, ja: „Ich will gewinnen.“ Und wenn nicht? Geht sie mit ihrer Momo spazieren. „Nach maximal einer Stunde bin ich wieder ausgeglichen: Ich bin extrem resilient.“

Resilienz kann Regina Rick gut gebrauchen. In ihrem jüngsten Fall stand sie schwer in der Kritik. In einem Indizienprozess verurteilte das Landgericht Traunstein ihren Mandanten, einen jungen Mann, wegen Mordes an einer

Studentin zu neun Jahren Jugendstrafe. Der damals 20-Jährige, so das Gericht, habe sein Opfer nach einem Clubbesuch angegriffen und in einen Bach gestoßen, wo es ertrank. Rick dagegen glaubt an einen Unfall. In der mündlichen Urteilsbegründung ging die Richterin die Verteidigerin persönlich an, warf Rick vor, „gelogen“ zu haben, „manipulativ“ zu sein, die Medien „instrumentalisiert“ zu haben. Nein, die persönlichen Angriffe hätten ihr „überhaupt nichts ausgemacht“, behauptet Regina Rick. „Mich regt auf, dass sie einen Unschuldigen eingesperrt haben.“ Gegen das Urteil hat sie sofort Revision eingelegt.

Hat sie keine Angst, mal einen Schuldigen zu Unrecht vor dem Gefängnis zu bewahren? „Ein glasklarer Freispruch hätte das sein müssen in Traunstein“, beharrt sie: „Ich mache meine Arbeit.“ „Fachanwältin für Verkehrsrecht, Fachanwältin für Strafrecht“ steht am Türschild. „Wissen Sie, wir verteidigen ja nicht nur Unschuldige. Ich identifiziere mich nicht mit den Taten. Aber für den, der es nicht getan hat, für den lohnt sich das lange Engagement.“

Werden Geschichten vor Gericht konstruiert?

Einen langen Atem hat sie mehrmals bewiesen. „Es gibt da einen Systemfehler. Staatsanwälte, Richter und Rechtsmediziner sehen sich zu oft als Einheit.“ Zu viele Geschichten würden in den Ermittlungen konstruiert: „Vom Profiler, von der Polizei, vom Gutachter. Und im Prozess wird dann alles dieser Geschichte untergeordnet.“ Was nicht passe, werde passend gemacht. „Kognitive Dissonanz nennt man das. Dutzende Beispiele kann ich Ihnen nennen. Das war bei Genditzki so, das war in Traunstein so, das war bei Rupp nicht anders.“

Der Fall Rupp: Er klingt wie das Drehbuch aus dem Horrorfach, und auch er beschäftigte Regina Rick über Jahre. Als der Landwirt Rudolf Rupp in der Nähe von Ingolstadt verschwand, wurden die Ehefrau und die Kinder schnell verdächtigt, den Mann erschlagen zu haben. Die Leiche sollen sie den Hofhunden zum

Fraß vorgeworfen haben. Die Ehefrau, die beiden minderjährigen Töchter und ein Freund wurden zu langen Haftstrafen verurteilt. Bis eines Tages ein Mercedes aus der Donau gefischt wurde – mit der skelettierten Leiche des Landwirts Rupp am Steuer. Vorbei war's mit der Geschichte.

Im Wiederaufnahmeverfahren verteidigte Rick eine der Töchter. In den Akten fand sie Tagebücher der Kinder, voll von Hoffnung, der Vater würde zurückkommen – ein starkes Indiz gegen eine Täterschaft. Beim ersten Prozess hatte es merkwürdigerweise keine Rolle gespielt. Die Akten, davon gibt sich Regina Rick überzeugt, wurden versteckt, weil sie nicht in die Erzählung passten. Wieder seien die Verurteilten Opfer einer konstruierten Geschichte geworden, sagt Rick, Opfer dieser „Einheit zwischen Anklage und Gericht“. Auch die Rupp's wurden im Jahr 2012 freigesprochen.

Natürlich sei auch sie vor Gericht parteiisch und betone deshalb die Argumente, die für ihre Mandanten sprechen. „Aber ich darf das. Ich bin Vertreterin einer Partei. Ich muss nicht objektiv sein.“ Im Gegensatz zur Polizei, im Gegensatz zur Staatsanwaltschaft.

Wie geht es nun weiter? Im Traunsteiner Mordfall läuft die Revision beim Bundesgerichtshof. Zwischendurch geht Regina Rick mit der Rottweiler-Hündin Momo spazieren. Laut Lexikon sind Rottweiler eine Hunderasse „von freundlicher Grundstimmung, aber selbstsicher, nervenfest und unerschrocken“. Die Beschreibung passe ganz gut auch zu ihr selbst, findet die Anwältin und erzählt noch eine Anekdote: Man muss eine Prüfung machen, damit man in Bayern einen solchen Kampfhund halten darf. „Wir haben anderthalb Jahre lang trainiert und bestanden. Nach der Prüfung schickte mein Ex-Mann eine Nachricht: „Dass die Momo das besteht, war ja klar. Aber dass sie dich durchlassen ...““ Regina Rick wird weiterkämpfen.

• Text Matthias Maus

Dafür stehe ich morgens auf

Es gibt unzählige Gründe, wieso Menschen morgens ihr Bett verlassen – und zwar nicht etwa, weil der Wecker klingelt. Ob nun echte Berufung, stetiges Streben oder inneres Bedürfnis, ob Job, Hobby oder soziales Engagement – jeder hat etwas anderes, das ihn begeistert und ihn antreibt. In dieser Rubrik erzählen Menschen von ihrer Motivation, ihren Leidenschaften und davon, wofür sie morgens aufstehen.



Jutta Speidel

Jutta Speidel, 70, ist Schauspielerin, Autorin und Gründerin des Vereins „HORIZONT e. V.“ für obdachlose Frauen und Kinder (www.horizont-muenchen.org). Gerade plant sie ein drittes Haus mit Therapiezentrum.

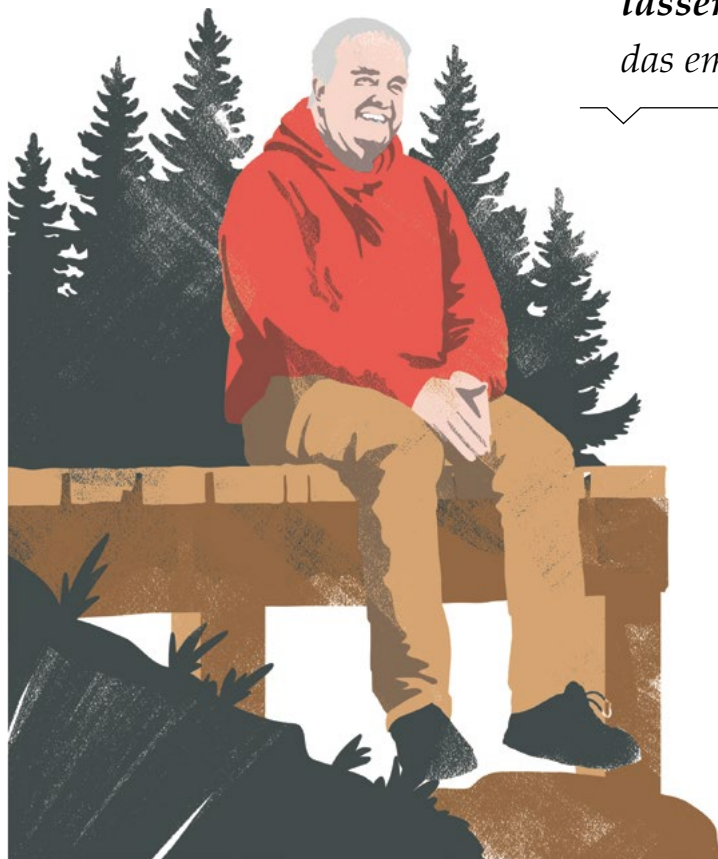
Was mich antreibt, ist meine Neugier. Und meine Kreativität. Es gibt keinen Morgen, an dem ich einfach planlos in den Tag hineinlebe. Ich möchte jeden Tag mit sinnvollen Inhalten füllen, und auch wenn ich gerade 70 geworden bin: Ich habe so viel um die Ohren, ich habe gar keine Zeit zum Älterwerden. Dass ich als Schauspielerin nicht mehr so viele Termine habe wie früher und dass ich nicht mehr jeden Morgen um sechs in der Früh aufstehen muss, um rechtzeitig am Set zu sein, das vermissen ich nicht. Ich habe meine Rollen oft geliebt, aber wenn sie sich in die falsche Richtung entwickelt haben wie zuletzt in „Um Himmels Willen“, dann habe ich mir auch die Freiheit genommen, von mir aus die Zusammenarbeit zu beenden. Umso schöner finde ich es, wenn ich kleinere Rollen besetzen darf, die ich mit Persönlichkeit und Charakter verkörpern kann – so wie die der Berta Hauke in der Serie „Tage, die es nicht gab“, die nun in die zweite Staffel geht.

Die Freiheit zu haben, nur noch jene Angebote für Produktionen anzunehmen, mit denen ich mich identifizieren kann, das empfinde ich als großes Privileg. Und so bleibt mir mehr Zeit, mich um mein Herzensprojekt zu kümmern: den Verein HORIZONT, den ich 1997 in München gegründet habe, eine Hilfsorganisation für obdachlose Frauen und ihre Kinder. Wir haben ein Schutzhaus. Und 2018 konnten wir unser zweites Haus eröffnen mit 48 Wohnungen als dauerhafte Bleibe für sozial benachteiligte Familien, inklusive eines umfassenden Angebots für Bildung für Jugendliche und Erwachsene, kulturellen Austauschs und Förderung kreativer Fähigkeiten. Was mich dabei oft freut und berührt, wenn ich gerade bei Kindern sehe, wie sie ihr schlummerndes Potenzial entdecken. Wie sie ihre tiefe Resignation und Hoffnungslosigkeit überwinden und ihnen die Integration in die Gesellschaft gelingt.

*Was mich antreibt, ist meine Neugier.
Und meine Kreativität.*

Im Moment planen wir ein drittes Haus mit Gesundheits- und Therapiezentrum, wofür wir aufgrund der fehlenden Restfinanzierung in Höhe von vier Millionen Euro noch sehr auf Spenden angewiesen sind. Aber ich bin zuversichtlich, dass wir auch das noch hinbekommen. Scheitern war in meinem Leben noch nie eine Option.

Menschen eine neue Sicht auf die Natur zu vermitteln, um sich verzaubern zu lassen und um Halt und Trost zu finden, das empfinde ich als großes Glück.



Thomas Müller

Thomas Müller, 52, ist Kursleiter für Waldbaden und Achtsamkeit im Bayerischen Wald und Betreuer eines Trauerparks in Landshut. Er sagt: Das Eintauchen in die Natur gibt uns Stärke und Kraft.

Als Kind wollte ich einmal Pfarrer werden, tatsächlich war ich dann aber nach der Realschule und der Lehre erst Versicherungskaufmann, später zwölf Jahre lang Bürgermeister von Bayerisch Eisenstein. Danach leitete ich eine Buchhandlung. Und irgendwann konnte ich nicht mehr. Dann kam der Burn-out. Die alles entscheidende Wendung nahm mein Leben, als ich bei der Deutschen Akademie für Waldbaden eine Ausbildung zum zertifizierten Kursleiter machte.

In Japan gilt das „Shinrin Yoku“, das Waldbaden, das „Eintauchen in die Atmosphäre des Waldes“, längst als anerkannte Heilkunst. Es ist erwiesen, dass die Terpene als Duft- und Botenstoffe der Bäume das Immunsystem stärken und dass dadurch Anti-Stress-Hormone und

Anti-Krebs-Zellen produziert werden. Wenn ich meine Kursteilnehmer in die Natur des Bayerischen Waldes führe, dann spüre ich aber vor allem die Energie, die mir die Umgebung gibt. Anzukommen, loszulassen, nicht zu denken, sondern einfach nur zu sein.

Wieder die eigene Mitte zu finden, das ist für viele Menschen, die gerade aus der gestressten Alltagshektik kommen und nicht wissen, worauf sie sich einlassen, ein großer Schritt. Aber alle, die sich öffnen und dem hingeben, empfinden es als großes Geschenk, für einige Stunden einfach herunterzufahren – um für eine neue Sinneserfahrung bewusst in den Wald einzutauchen, um Bäume anzusehen, Moos zu riechen, Vögel zu hören. Und sich selbst zu spüren.

Seit einiger Zeit betreue ich in Landshut auch einen Trauerpark. Ein drei Hektar großes Waldstück, in dem Verstorbene mitten in der Natur unter Bäumen in biologisch abbaubaren Urnen ihre letzte Ruhe finden. Es ist ein ganz besonderer Ort, an dem die Stille sehr viel Kraft vermittelt. Keine bedrückende Stille, wie sie oft auf herkömmlichen Friedhöfen herrscht, sondern eine Stille, die hilft, um selbst in sich und mit sich still zu werden.

Menschen eine neue Sicht auf die Natur zu vermitteln, um sich verzaubern zu lassen und um Halt und Trost zu finden, das empfinde ich als großes Glück. Ich spüre das Gefühl, mich durch das Waldbaden endlich selbst gefunden zu haben.



• Text **Florian Kinast**

Bier mit Wir-Gefühl



Glaabsbräu

Text Irene Preisinger Fotos Evelyn Dragan



Jung – die Geschichte von Glaabsbräu reicht 280 Jahre zurück. Doch Alter ist in dieser Traditionsbranche relativ: Die ältesten Brauereien in Deutschland produzieren seit fast 1.000 Jahren Bier.

*Es gibt ältere Brauereien und größere sowieso. In der traditionsreichen und konkurrenzintensiven Branche behauptet sich das kleine Familienunternehmen **Glaabsbräu aus Hessen** trotzdem. Inhaber **Robert Glaab** setzt auf regionale Verwurzelung und Bewährtes aus **280 Jahren Firmengeschichte.***



Rund 130 Jahre nach seinem ersten Arbeitstag als Chef steht Ferdinand Glaab wieder für die Zukunft. Der Namensgeber der Brauerei Glaabsbräu in Seligenstadt in Südhessen ist auf fast allen Bierflaschen abgebildet: auf Hellem oder Dunklem, Weizen oder Radler, auf Pils oder Pale Ale. Nur auf dem Etikett des Kellerbiers mit Namen „1744“ ist der Herr mit dem stattlichen Schnauzer nicht zu sehen, denn das Gründungsjahr der Brauerei war weit vor seiner Zeit. Damals, vor 280 Jahren, bauten der Ratsherr Johannes Ruf und seine Frau Elisabeth das Brauhaus „Zum Römischen Kaiser“ in Seligenstadt und schufen so den Familienbetrieb, der heute in neunter Generation von Robert Glaab geführt wird.

„Unsere Brauerei hatte lange verschiedene Namen“, erzählt der Inhaber im früheren Filterkeller, wo eine kleine Ausstellung zur Firmengeschichte beginnt. In der damaligen rein männlichen Erbfolge trat entweder ein Sohn, Neffe oder Schwiegersohn die Nachfolge an, das Unternehmen wurde nach dem jeweiligen Chef benannt. „Mein Uropa Ferdinand war der Erste mit dem Namen Glaab.“ Der junge Brauer kam aus dem fränkischen Kronach nach Seligenstadt in den „Römischen Kaiser“ und heiratete schließlich Marie Wissel, die Tochter seines Arbeitgebers. Von 1891 an führte Ferdinand Glaab die Geschäfte und krepelte in der Folge die Firma um, wie es auf einer Infotafel heißt. Sein Ziel lautete demnach, „das beste Bier nach dem deutschen Reinheitsgebot zu brauen“.

Die berühmte Vorschrift aus dem Jahr 1516 sieht vor, dass nur Wasser, Hopfen und Malz als Zutaten ins Bier dürfen, später kam noch Hefe dazu. Welche Vielfalt an Geschmack sich daraus erzeugen lässt, wissen Bierfans in ganz Deutschland. Die Deutsche Zentrale für Tourismus wirbt weltweit mit dem Hinweis, dass hierzulande etwa 5.000 verschiedene Biersorten hergestellt werden.

Stolz – Robert Glaab führt den Familienbetrieb in der neunten Generation. Sohn und Tochter sollen später selbst entscheiden, ob sie einsteigen wollen.



Man könnte mehr als 20 Jahre lang jeden Tag ein neues Bier aus deutschen Brauereien entdecken, ohne sich wiederholen zu müssen.

Deutscher Brauerbund (DBB)

Der Deutsche Brauerbund zählt anders und kommt auf circa 50 Sorten und mehr als 7.500 unterschiedliche Biermarken. Eine größere Auswahl gebe es in keinem anderen Land, schwärmt der Branchenverband. „Man könnte mehr als 20 Jahre lang jeden Tag ein neues Bier aus deutschen Brauereien entdecken, ohne sich wiederholen zu müssen.“

Regionalität statt bio

Was für die Kundschaft verlockend klingen mag, heißt für die Hersteller knallharte Konkurrenz. Den Wettstreit der rund 1.500 Brauereien in Deutschland sieht Robert Glaab wie einen ungleichen Boxkampf.

Ein Familienbetrieb könne sich nicht mit Branchen-Schwergewichten messen. „Wir müssen irgendwie außerhalb vom Ring gewinnen“, sagt er. Das funktioniert nur, „wenn wir uns als kleiner Anbieter in der Nische positionieren“. Der 59-Jährige, der das Unternehmen seit dem Jahr 2000 leitet, legt die Latte höher als seine Vorgänger: „Wir brauen heute besser, als es das Reinheitsgebot vorschreibt.“ Glaabsbräu stehe für „besondere Bier- und Rohstoffqualität“, dafür sorgten beispielsweise Braugerste, die größtenteils aus der Region stammt, oder Hefestämme aus eigener Zucht.

Anders als in der Branche üblich komme kein Hopfenextrakt, sondern naturbelassener Hopfen zum Einsatz, genau genommen 14 verschiedene Sorten. Chemische Stabilisierungsmittel, die am Ende des Brauprozesses wieder herausgefiltert werden, lehnt Glaab ebenso ab wie Farbebier, ein sehr dunkles Bier, das zum Schluss zugegeben wird und einem hellen Ausgangsprodukt mehr Farbe verleiht. „Was Bier nicht braucht, kommt nicht hinein“, lautet die Devise von Braumeister und Co-Geschäftsführer Julian Menner. Auch über Biobier hat Glaab nachgedacht, die Idee aber wieder verworfen. „Regionalität zählt heute stärker als bio.“

Um den eigenen Qualitätsansprüchen gerecht zu werden, baute der Inhaber im Jahr 2015 die Brauerei neu. Zwei Jahre später folgte der Relaunch der Marke samt schlichterem Flaschendesign und Etikett mit Uropa. Insgesamt investierte Glaabsbräu fast fünf Millionen Euro – bei einem jährlichen Umsatz von rund drei Millionen. In den schwarzen Zahlen ist das Unternehmen nach der „Riesen-Corona-Delle“ noch nicht ganz zurück. Auch Vorfahr Ferdinand steckte seinerzeit viel Geld in einen Neubau.





Klar – um Bier weniger trüb zu machen, setzt Glaabsbräu auf natürliche Hilfsmittel wie Zellulose



Süß – Malz sorgt im Bier für Farbe und Aroma. Diese Sorte heißt „Chocolate“.



Frisch – am sogenannten Zwickelhahn zapft Glaab eine Probe des fast fertigen Biers ab





Herb – Hopfen, hier in Form von Pellets, verleiht Bier seinen typischen Geschmack

Neben einem gemalten Porträt des einstigen Chefs sind in der Ausstellung seine Pläne für ein neues Sud- und Kesselhaus zu sehen. Errichtet wurde es am Stadtrand. „Er ging als Erster in die Fläche raus. Das war damals ein großes Unterfangen“, sagt Robert Glaab. Heute befindet sich der Firmensitz noch immer an derselben Stelle, liegt aber längst mitten im Wohngebiet. Neben Nachteilen etwa beim Lkw-Verkehr bringt das einen wichtigen Vorteil mit sich: Nähe zur Kundschaft.

Bierbrauen als Erlebnisangebot

Offene Werkstore und Marketing rund um Brauprozess und Rohstoffeinsatz gehören ebenso zur Strategie wie das Qualitätsversprechen. Glaab, der nach dem BWL-Studium fünf Jahre im Vertrieb der Schokoladenmarke Milka gearbeitet hatte, bevor er in den heimischen Betrieb einstieg, formuliert das so: „Wir wollen das Brauen erlebbar machen.“ Bei einer Führung besichtigen die Gäste erst die Ausstellung zur Firmen- und Familiengeschichte im Keller, dann geht es durch einen Vorhang aus alten Malzsäcken in die moderne Halle mit Sudhaus und Tanks aus Edelstahl, wo es süßlich nach Malz riecht.



Nah – bei Glaabsbräu sind vom Chef bis zu den Auszubildenden alle in den gesamten Brauprozess involviert



*Lang – sechs bis acht Wochen reift das Bier.
Mit warmer Druckgärung ginge es schneller,
aber zulasten der Qualität*



Lokal – die Brauerei macht den Großteil ihres Geschäfts mit der regionalen Gastronomie

Glaabsbräu sei die Seele der Stadt, lobte die frühere Bürgermeisterin von Seligenstadt einmal mit Blick auf die lokalen Unternehmen.

Wer will, darf ein paar Körnchen probieren, während ein professioneller Brauer und Mälzer mithilfe von Illustrationen an der Wand den Brauprozess erklärt. Unter Lampenschirmen in Form von Hopfendolden und an Fässern als Stehtischen probieren die Besucherinnen und Besucher schließlich das Bier. Zwischen 6.500 und 7.000 Menschen buchen jedes Jahr eine Tour.

Glaabsbräu sei die Seele der Stadt, lobte die frühere Bürgermeisterin von Seligenstadt einmal mit Blick auf die lokalen Unternehmen. Die familiengeführte Brauerei mitten in der Altstadt gehöre seit Jahrhunderten zur Stadtgemeinschaft. In vielen Lokalen stehen die Biere auf der Karte. Wenn es etwas zu feiern gibt, will Glaabsbräu nicht fehlen: Jedes Jahr schenkt die Firma gemeinsam mit einem regionalen Energieversorger 100 Vereinen jeweils 100 Liter Freibier für ein Fest.

Für die „Bierspende“ bewarben sich zuletzt rund 300 Vereine und Institutionen aus Stadt und Kreis Offenbach. Für den Seligenstädter „Wanderclub Edelweiß“, der 2024 sein 100-jähriges Bestehen feiert, braute Glaabsbräu sogar ein eigenes Jubiläumsbier.

Rund 15.000 Hektoliter im Jahr produziert der Familienbetrieb mit 16 Beschäftigten. Zum Vergleich: Branchenriesen wie Radeberger, Oettinger oder Paulaner kommen auf mehrere Millionen Hektoliter. Große wie kleine Brauereien stehen aber vor demselben Problem: Die Deutschen trinken immer weniger Bier. Lag der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch vor einem Jahrzehnt noch bei über 100 Litern, waren es 2023 weniger als 90. Auch alkoholfreie Biere und Biermischgetränke waren nach etlichen Boomjahren zuletzt weniger gefragt, auch wenn dieses Geschäft besser lief als das mit klassischen Sorten.

Weiter im Trend liegen Craftbiere, also aromaintensive Biere und Spezialitäten. Und neue Sorten sind laut Brauerbund nach wie vor angesagt: „Jede Woche kommt mindestens ein neues Bier auf den Markt.“

Neue Strategie in der Gastronomie

Auch Glaabsbräu beobachtet die Entwicklungen genau, hat längst Alkohol-freies, Radler, verschiedene Craftbiere und immer wieder neue Biere im Programm. „Wir können das brauen, was uns schmeckt“, sagt Glaab lachend. Zum Familienbetrieb gehörte lange das Malzgetränk „Vitalmalz“, das einer seiner Vorfahren miterfunden hat. Die Kult-marke kam in den 1930er-Jahren auf den Markt und wurde damals als „Gesundheitsbier für Frauen, Kinder, Kraftfahrer und Abstinente“ beworben. Robert Glaab veräußerte Vitalmalz. „Eine nationale Marke in einer regionalen Brauerei – das konnte ich nie kosteneffizient produzieren.“ Stattdessen konzentriert er sich auf traditionelle und moderne Biere. Neue Sorten mit neuen Rezepten ziehen neue, jüngere Kunden an, wie Glaab sagt. Er selbst mag am liebsten Pils, die meistgetrunkene Biersorte in Deutschland.

Um der Kundschaft die vielfältige Bierwelt näherzubringen und das Geschäft anzukurbeln, lässt Glaabsbräu eine alte, etwas aus der Mode gekommene Tradition der Braubranche wieder aufleben: das eigene Wirtshaus. Seit 2023 betreibt das Unternehmen selbst Lokale, ein Bistro und einen sogenannten Taproom, eine moderne Bierkneipe. Eine dritte Gaststätte, das Restaurant „Zum Römischen Kaiser“, wird noch umgebaut. Das Haus, in dem die Familienbrauerei 1744 ihren Anfang nahm, ist denkmalgeschützt und wird seit Jahren saniert. Aus Geschichte Zukunft zu machen, ist aufwendig, wie Glaab sagt. „Da muss noch ein bisschen Grips rein und ein Haufen Geld.“

Impressum

Ausgabe 25 Herbst 2024

Herausgeber

Bethmann Bank, eine Marke der
ABN AMRO Bank N. V. Frankfurt Branch
Mainzer Landstraße 1
60329 Frankfurt am Main
www.bethmannbank.de
Feedback zum Heft:
character@bethmannbank.de



Presserechtlich verantwortlich

Alexandra Vitt-Krauß
Bethmann Bank, eine Marke der
ABN AMRO Bank N. V. Frankfurt Branch
Mainzer Landstraße 1
60329 Frankfurt am Main
www.bethmannbank.de

Redaktion

Frank Elsner Kommunikation
für Unternehmen GmbH
Kirchstraße 15 a
49492 Westerkappeln
office@elsner-kommunikation.de

Autoren und Mitwirkende dieser Ausgabe

Frank Elsner, Claudia Fleischer, Geraldine Friedrich, Florian Kinast, Christoph Koch, Arno Makowsky, Matthias Maus, Pascal Morché, Irene Preisinger, Stefanie Terschüren, Stefan Weber

Design

Evernow GmbH
Dreieichstraße 59
60594 Frankfurt am Main
www.evernow.io

Druck

Druck- und Verlagshaus
Zarbock GmbH & Co. KG
Sontraer Straße 6
60386 Frankfurt am Main
www.zarbock.de

Papier

Für den Umschlag und die Inhaltsseiten von Character haben wir das Designpapier **Munken Print White** verwendet. Für den **ImPACT-Einhefter** kommt das **PERGRAPHICA High White Smooth** zum Einsatz. Alle Varianten zeichnen sich durch ihre natürliche und hochwertige Haptik aus.

Selbstverständlich sind alle drei Papiere **FSC®-zertifiziert**. Das zur Herstellung verwendete Holz stammt aus verantwortungsvoller Waldwirtschaft.



Produktion

Die Produktion unseres Magazins Character gestalten wir **klimaneutral**, indem wir die durch den Druck entstehenden CO₂-Emissionen ausgleichen.



Fotos

- S. 6–21 **Character im Porträt**
Marc Krause
- S. 22–23 **Hello/Goodbye**
Münze: heckepics/istock.com
Kamera:
Wirestock Creators/shutterstock.com
- S. 24–33 **Panorama**
Marc Krause
- S. 34–37 **Zwischen kommerziell und karitativ**
Illustration: Henrik Petersen
Peter Fuld Stiftung: Pressematerial
- S. 38–39 **Perspektivenwechsel**
Porträts: privat
- S. 42–43 **Aus der Bethmann Bank**
Alex Habermehl Fotografie
- S. 42–43 **ImPACT-Einhefter**
Cover: Sunny/gettyimages.de
Zirkulaar Architektur: Pressematerial
EcoCheck: Pressematerial
Farmula: Pressematerial
- S. 44–47 **Für morgen**
Produkt: Amin Akhtar
Locations: Emil Weber
- S. 50–51 **Zahlen bitte**
Josie Garner/shutterstock.com
- S. 52–53 **Gegen alle Widerstände**
Patrick Stähler
- S. 54–55 **Dafür stehe ich morgens auf**
Illustration: Henrik Petersen
- S. 56–65 **Unternehmen mit Tradition**
Evelyn Dragan
- S. 66 **Die Frage**
Privat

Rechtliche Hinweise

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Inhalte, Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Sämtliche Urheberrechte für Beiträge, Fotos sowie die grafische Gestaltung liegen beim Herausgeber. Eine Verwertung der Zeitschrift oder der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Herausgebers unzulässig, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist die Speicherung oder Verbreitung der Inhalte in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig. Alle Rechte vorbehalten. Eine Haftung für die Inhalte ist ausgeschlossen, es sei denn, dass solche Schäden vom Herausgeber oder von seinen Mitarbeitern vorsätzlich oder grob fahrlässig herbeigeführt worden sind.

Die FRAGE

“Soll ich darüber reden, wenn ich Gutes tue?”



Stefan Weber

**ist freier Journalist und Autor.
Er freut sich, wenn die beiden Mädchen
aus Syrien, denen er seit mehr als
zwei Jahren hilft, Deutsch zu lernen, gute
Arbeiten schreiben. Einen schöneren
Lohn gibt es nicht.**

„Tue Gutes und rede darüber“:
*So lautete der Titel eines Buchs
aus der Wirtschaftswunderzeit.
Die Botschaft: Wer sein Ansehen
verbessern will, sollte dafür sorgen,
dass möglichst viele Menschen
von seinen edlen Taten erfahren.
Wohltätig sein, um Likes zu
sammeln? Ist das in Ordnung?
Oder sollten Gönner nicht eher
im Hintergrund bleiben und sich
im Stillen freuen, wenn ihr
Handeln Gutes bewirkt?*

Rudi, so hieß der lebenskluge, sympathisch-brummige Fotograf der Lokalredaktion, in der ich vor Jahrzehnten meine ersten journalistischen Schritte unternahm. Besonders missmutig gab sich Rudi, wenn der Redaktionsleiter ihn zu Terminen beorderte, die „Scheckübergabe“ hießen. Bei diesen Gelegenheiten hielten meist mehrere lächelnde Gönner einen üppig dotierten Scheck im XXL-Format in die Kamera, adressiert an eine wohltätige Institution. Ein Geldgeschenk, von dem die Spender via Zeitung viele in der Stadt wissen lassen wollten. Rudi hatte für Menschen, die sich so vor seiner Linse inszenierten, meist wenig übrig. In seinen Augen handelte es sich um selbstgefällige Blender, denen es mehr um die eigene Person als um die Sache ging. „Wer aus echtem Mitgefühl handelt, schießt beim Spenden nicht auf öffentlichen Applaus.“ – so sah Rudi die Sache.

Trotzdem: Es gibt durchaus gute Gründe, warum es richtig und wichtig sein kann, über gute Taten zu sprechen. Und das nicht nur in kleiner, vertrauter Runde, sondern in aller Öffentlichkeit. Wer beispielsweise im Freundes- und Bekanntenkreis von seinem ehrenamtlichen Engagement erzählt, kann so vielleicht andere inspirieren und ermutigen, sich auf ähnliche Weise einzubringen. Und wer öffentlich macht, eine soziale Initiative oder eine karitative Organisation zu unterstützen, weil er oder sie deren Anliegen für wichtig hält, schärft möglicherweise das Bewusstsein für Probleme und Bedürfnisse in der Gesellschaft. Das schafft Aufmerksamkeit und bringt unter Umständen auch andere Menschen dazu, sich für Lösungen einzusetzen.

Doch leider ist es in solchen Fällen häufig so: Auch diejenigen, die ehrenwerte Ziele verfolgen, wenn sie über gute Taten sprechen, geraten schnell in Verdacht, in erster Linie Lob für sich zu suchen. Zumindest bei jenen, die die Gönner nicht gut genug kennen, um zu wissen, dass sie nicht zuvorderst aus Eigennutz handeln. Ein Dilemma. Wie also sollte man es machen? Warum sollte eigentlich nicht ein wenig Glamour auf denjenigen fallen dürfen, der Gutes tut – wenn es denn der Sache dient?

Kommunikationsstrategen empfehlen regelmäßig: „Tue Gutes und Sorge dafür, dass andere darüber reden.“ So lasse sich der Eindruck vermeiden, man wolle vor allem sein eigenes Image aufpolieren. Nicht viel anders hatte bereits im 17. Jahrhundert der französische Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal formuliert: „Willst du, dass man Gutes von dir sagt, so sage es nicht selbst.“ Eine hübsche Idee, aber wer so an die Sache rangeht, entlarvt sich erst recht als findiger Stratege, dem es vor allem um sein eigenes Ansehen geht. Dann ist es doch fast ehrlicher, mit einem XXL-Scheck in der Hand in Rudis Kamera zu lächeln.

Nein, wer aus echtem Mitgefühl und dem Wunsch zu helfen handelt, tut gut daran, im Hintergrund zu bleiben. Und sich still zu freuen, wenn eine Sache dank eigener Unterstützung vorankommt.

• Text **Stefan Weber**

Echt.

Nachhaltig.

Privat.

အိမ်
အိမ်အိမ်အိမ်
အိမ်အိမ်